

SITZUNGSBERICHTE

LEIBNIZ-SOZIETÄT DER WISSENSCHAFTEN

„Que la vie en vaut la peine“
(Louis Aragon)

In memoriam
Rita Schober
(1918–2012)

Gedenktag der Leibniz-Sozietät
der Wissenschaften zu Berlin
am 13. September 2018

Herausgegeben von
Dorothee Röseberg

Mit Beiträgen von Wolfgang Asholt, Gerhard Banse,
Aurélie Barjonet, Hans-Otto Dill,
Wolfgang Klein, René Marc Pille, Dorothee Röseberg



BAND 136

JAHRGANG 2018

Inhalt

Gerhard Banse	7
Wissenschaftliches Kolloquium aus Anlass des 100. Geburtstages von Rita Schober 2018 – Eröffnung und Würdigung	
Wolfgang Asholt	11
Rita Schober und die Entwicklung der Romanistik im 20. Jahrhundert	
Wolfgang Klein	31
Vom Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft Rita Schober heute gelesen	
Aurélie Barjonet	45
Rita Schober Die Zola-Forscherin im Kontext der historischen Bedingungen der deutschen Nachkriegszeit	
Hans-Otto Dill	55
Rita Schobers literaturpädagogische Nachworte zu Emil Zolas <i>Les Rougon-Macquart</i>	
René-Marc Pille	65
Zum Lehren gekommen, zum Übersetzen einbestellt Erinnerungen an die Zusammenarbeit zwischen einer deutschen Romanistin und einem französischen Germanisten	
Dorothee Röseberg	69
Rita Schobers Vita Lesung und Kommentare	
Autorinnen und Autoren	88

Gerhard Banse*

Wissenschaftliches Kolloquium aus Anlass des 100. Geburtstages von Rita Schober 2018 – Eröffnung und Würdigung

Liebe Mitglieder und Freunde der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften,
meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich begrüße Sie ganz herzlich zur heutigen Plenarsitzung, die wir zu Ehren unseres am 26. August 2012 verstorbenen Gründungsmitglieds *Rita Schober* veranstalten: Sie war eine der international bekanntesten Romanistinnen und Literaturwissenschaftlerinnen der DDR und wäre am 13. Juni 100 Jahre alt geworden.

Besonders herzlich begrüße ich deshalb Angehörige und Freunde sowie Kollegen aus Frankreich, aus verschiedenen Bundes-Ländern und von den drei Berliner Universitäten. Mein Gruß gilt den Kolleginnen und Kollegen der beiden Wirkungsstätten von *Rita Schober*: des Instituts der Romanistik der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und des Instituts für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin, von der nicht nur Romanisten, sondern auch Philosophen und Kulturwissenschaftler anwesend sind.

Die Leibniz-Sozietät hat sowohl anlässlich des 80. als auch des 90. Geburtstags von *Rita Schober* würdige und würdigende Kolloquien – zum 90. gemeinsam mit der Humboldt-Universität in der Humboldt-Universität – durchgeführt, mit Laudationes von Herrn *Hans-Otto Dill* (zum 80.) sowie von Herrn *Wolfgang Klein* (zum 90.).¹ – Ich kann und will das dort zum Inhaltlichen wie zum Persönlichen Dargelegte nicht wiederholen, sondern beschränke mich auf drei Bemerkungen zur Person und zur heutigen Veranstaltung.

1. *Rita Schober* wurde vor 100 Jahren in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie geboren.

* Präsident der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin

1 Publiziert in den „Sitzungsberichten der Leibniz-Sozietät“ Bd. 27/1998, S. 143ff., sowie Bd. 101/2009, S. 43ff.

Im Verlaufe ihres Lebens hatte sie sechs Staatsbürgerschaften und war eine Zeitlang sogar staatenlos. Nach einem Studium der Altphilologie und Romanistik an der Prager Universität und der erfolgreichen Promotion mit einem sprachwissenschaftlichen Thema begann sie ihre akademische Laufbahn in der Sowjetischen Besatzungszone. Bald wurde sie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg Schülerin von *Victor Klemperer*. Man kann mit Fug und Recht sagen, dass sie seine berühmteste Schülerin war. Später leitete sie an der Berliner Humboldt-Universität das Romanische Institut und als Dekanin die Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät. International wie national wirkte sie in zahlreichen Gremien, darunter in der UNESCO. Wissenschaftlich hat sie in allererster Linie als Spezialistin für französische Literatur gewirkt, sich aber auch in literaturtheoretische Debatten mit internationaler Ausstrahlung eingebracht. *Rita Schober* erfuhr insbesondere Anerkennung dafür, *Émile Zola* nicht nur als Gesellschaftskritiker, sondern auch als glänzenden Sprachkünstler wieder zu Ehren gebracht bzw. neu entdeckt zu haben. Eine in Ost und in West erschienene deutsche Gesamtausgabe führte auch dank ihrer sachkundigen Nachworte und Kommentare zu einer Zola-Renaissance.

2. *Rita Schober* wurde 1969 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften gewählt. Im Jahr 1993 gehörte sie zu denjenigen Geisteswissenschaftlern der ehemaligen DDR, die nach dem juristisch umstrittenen Aus der Gelehrten-gesellschaft der Akademie der Wissenschaften die Gründung der Leibniz-Sozietät betrieben. In diesem Jahr schauen wir somit auf eine 25jährige Geschichte zurück. *Rita Schobers* Verdienste um unsere Sozietät liegen vor allem in dieser Anfangszeit, in der sie sich mit ihrem wissenschaftlichen Ruf und ihrer Autorität für die Konstituierung und Arbeitsfähigkeit der Sozietät einsetzte und besonders auf dem Gebiet der Philologien, vorzüglich der Romanistik, für den Erhalt bzw. die Verjüngung der Mitgliedschaft der Sozial- und Geisteswissenschaftlichen Klasse einsetzte. Dadurch ist die Romanistik im Vergleich zu anderen Neuphilologien in der Sozietät gut vertreten. Zu verweisen ist auch darauf, dass *Rita Schober* viele Jahre lang Mitglied der Zuwahl-Kommission und eine der ersten war, die in das Projekt „Wissenschaftler in der Systemtransformation. Interviews zur Zeitzeugenbiografien-Schreibung“ einbezogen war.

Dafür wurde sie auf dem Leibniz-Tag 2011 mit der Jablonski-Medaille ausgezeichnet. Wenn immer es ihre Gesundheit und ihr Alter erlaub(t)en, hat sie die Arbeit der Sozietät bis in die jüngste Zeit mit eigenen wissenschaftlichen Beiträgen, in der *Zola*-Forschung, der Aufklärungsforschung, der Erforschung der modernen französischen Literatur und in der Wahrneh-

mung und Aufarbeitung des Erbes von *Victor Klemperer* bereichert. Ihr letzter wissenschaftlicher Auftritt anlässlich des Klemperer-Kolloquiums der Leibniz-Sozietät im Dezember 2011 war eindringlich. Unter Hinweis auf heutige Sprachverhunzung brachte sie die Kritik ihres Meisters an der Zerstörung der deutschen Sprache durch die LTI, die Sprache des Dritten Reiches, in Erinnerung.

3. *Rita Schober* hat Fragmente einer Autobiographie hinterlassen, die im Herbst im Gunter Narr Verlag erscheinen werden. Dies ist mit Anlass für die heutige Veranstaltung. Das Programm wird sich heute Nachmittag erstmalig dieser Autobiografie und ihrem Nachlass widmen. Auch die folgenden Beiträge zu ihrem wissenschaftlichen Werk setzen neue Akzente:

Wolfgang Asholt (Osnabrück, Berlin) präsentiert einen Streifzug durch *Rita Schobers* Werk vor dem Hintergrund der Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Aurélie Barjonet (Paris) würdigt *Rita Schober* als Zola-Spezialistin und als erste Herausgeberin des Romanzyklus über die „Rougon-Macquart“ in Deutschland nach 1945.

Wolfgang Klein (Berlin) befasst sich mit dem in der DDR als letztes Werk von *Rita Schober* erschienenen Buch „Vom Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft“, das bislang wenig Beachtung gefunden hat.

Noch gibt es bislang keine Gesamtsicht auf die Nachworte in den verschiedenen Zola-Romanen, die heute in vielen Bücherschränken stehen und zu lesen sind. *Hans-Otto Dill* übernimmt auf unserem Kolloquium diese Aufgabe.

Schließlich geht es um Texte aus der Vita und dem Nachlass von *Rita Schober*. Gelesen werden sie von der Schauspielerin *Ulrike Röseberg*, kommentiert von *Dorothee Röseberg*. Wenn dieses Selbstzeugnis mit bislang unveröffentlichten Dokumenten aus dem Nachlass von *Rita Schober* und aus Archiven konfrontiert wird, geht es um die Frage, wie man ein bzw. sein Leben schreibt, in dem man zahlreiche Staatsbürgerschaften hatte und die großen politischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts erlebte.

Insgesamt ein Programm, das neugierig macht. Ich bedanke mich bei unserer Vizepräsidentin *Dorothee Röseberg* für ihre Initiative, die heutige Veranstaltung nicht nur angeregt, sondern vorbereitet zu haben, und wünsche dem Gedenktag viel Erfolg – getreu dem etwas abgewandelten Credo *Rita Schobers* „Dieses Leben war es wert (gelebt zu werden).“

Wolfgang Asholt

Rita Schober und die Entwicklung der Romanistik im 20. Jahrhundert

Rita Schober hat sich immer als Romanistin betrachtet und mit dem Beginn ihres Studiums an der Deutschen Universität Prag im Jahre 1936 personifiziert sie ein Dreivierteljahrhundert Romanistik-Geschichte, von der Tschechoslowakei, über die NS-Okkupation, die SBZ und die DDR bis hin zur aktiven Begleitung der Zeit nach 1989. Damit ist sie nicht nur den Weg von einer traditionellen romanischen Philologie, für die ihre im März 1945 bei Erhard Preißig absolvierte Dissertation *Das Suffix –age* steht, zur DDR-Romanistik mit ihrer marxistischen Habilitation des Jahres 1954 zu *Emile Zolas Theorie des naturalistischen Romans und das Problem des Realismus* gegangen, sondern hat in der Folgezeit aktiv an den Veränderungen der Romanistik partizipiert, die die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts prägen. Wenn sie in ihren Erinnerungen von zwei großen universitären „tournants“ also „Wenden“ spricht, so meint sie damit nicht nur jene von vor bald 30 Jahren, sondern ebenso jene von vor bald 50 Jahren, also die mit der 3. Hochschulreform des Jahres 1969 verbundenen Veränderungen für die Romanistik, denen man die der unmittelbaren Nachkriegszeit hinzufügen kann.

Im Unterschied zu den Veränderungen des Hochschulsystems im anderen deutschen Staat, sieht sich die Romanistik der DDR durch den Beschluss des Staatsrates vom 3.4.1969 in erheblichem Maße in Frage gestellt. Demgegenüber beginnt in der Bundesrepublik Mitte/Ende der 1960er Jahre im Zuge der Bildungsreform eine Expansion des Universitätssystems, an der die Romanistik umfassend partizipiert. Mitte der 1970er Jahre gibt es 40 romanische Seminare und Institute an westdeutschen Universitäten, demgegenüber existieren in der DDR größer ausgebaute Romanistiken nur noch in zwei Universitäten (HU und Leipzig), sowie in Greifswald, Halle und Rostock. Auch die überdurchschnittlich gut ausgestattete Romanistik an der Akademie der Wissenschaften (21 Mitarbeiter), zu der Wolfgang Klein anmerkt:

„Romanistische Gruppen gab es damals am Institut nicht [...] wohl aber Romanisten in mehreren Gruppen“,¹ kann dieses Bild nicht wirklich ändern. Die Romanistik am „Zentralinstitut für Literaturgeschichte“ (ZfL), insbesondere in dem von Manfred Naumann verantworteten Bereich IV, (ursprünglich) „Kultur des Lesens“, später „Gesellschaft – Literatur – Lesen“, war wie er selbst in dem erwähnten Interview herausstellt, durch „Interdisziplinarität oder Transdisziplinarität“² geprägt und entspricht so dem Organisationsmodell der Konstanzer Rezeptionsästhetik, das an westdeutschen Reformuniversitäten etwa gleichzeitig etabliert wurde. In Konstanz existiert dieses „Modell“ nicht mehr, wohingegen es im heutigen ZfL, auch aufgrund persönlicher Kontinuitäten über den „tournant“ hinaus, eine bis heute erfolgreiche Fortsetzung gefunden hat.

Die Gründe für diese unterschiedliche Entwicklung der Romanistik liegen auf der Hand: In der Bundesrepublik setzt mit der Bildungsreform auch ein massiver Ausbau der Gymnasien ein, der zu einer erheblichen Nachfrage von Französisch- und später auch Spanisch- sowie zeitweise Italienisch-Lehrern führt. Demgegenüber spielt das Französische an den Schulen der DDR nur eine untergeordnete Rolle: wenn Rita Schober davon spricht, dass an der HU jährlich nur 20 bis 25 Französisch-Studenten mit dem Zweifach Russisch und zweijährig fünf Vollromanisten (Diplomanden) aufgenommen werden, so illustriert das den Zustand des Faches nach 1969 und lässt zugleich erkennen, unter welch schwierigen Rahmenbedingungen Rita Schober erfolgreich versucht hat, an der HU eine Romanistik zu erhalten.

Manfred Naumann erklärt in einem Interview des Jahres 1999, dass Werner Krauss nicht im Sinn [hatte], eine DDR-Romanistik aufzubauen, sondern eine Romanistik auch in dem Land, das DDR hieß (Naumann 2004: 81), und bei allen Divergenzen zwischen den Gründungsvätern der DDR-Romanistik ist das auch die Auffassung von Victor Klemperer. Im folgenden soll es darum gehen, wie Rita Schober die Entwicklung der Romanistik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts miterlebt und -gestaltet hat, wobei sich die Fragen stellen, ob es von einem bestimmten Zeitpunkt an nicht doch eine von Rita Schober repräsentierte DDR-Romanistik gibt und welches Verhältnis diese Romanistik zu der im anderen deutschen Staat hat und wie die Beziehungen dieses im internationalen Vergleich „unmöglichen Faches“ (Nies 1986) sich zum Ausland gestalteten und in welchem Ausmaß es

1 Wolfgang Klein: „Romanisten am Berliner Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Eine institutions- und politikgeschichtliche Betrachtung“, in: Bochmann/Erfurt (1991), 13–26, hier: 16.

2 Manfred Naumann: „Interview (mit Petra Boden)“, in: Boden (2004), 78–91, hier: 84.

eine von dieser universitären Romanistik vertretene Theoriebildung gab. Die Beantwortung dieser Fragen soll in drei Teilen geschehen: einem ersten institutionengeschichtlichen, einem zweiten literatur- und theoriegeschichtlichen und einem dritten, der dies „auf den Prüfstand“ stellt.

1. Von der deutschen Romanistik zur Internationalisierung

Unter den ungleich schwierigeren Bedingungen an der vergleichsweise privilegierten Humboldt Universität muss eine „Romanistik in der DDR“ (Krauss) anders aussehen als die im anderen deutschen Staat. Dass es eine solche „Romanistik“ an der HU überhaupt geben bzw. wiedergeben kann, ist ohne Zweifel in erster Linie das Verdienst von Rita Schober und in dieser Hinsicht bilden ihre philologischen Anfänge in Prag und in Halle wahrscheinlich eine notwendige Voraussetzung. Dass sie zudem in Halle in Victor Klemperer einen väterlichen Förderer und Freund findet, spielt gewiss eine ebenso große Rolle. Als Romanist konzentrierte sich Klemperer zeitweilig auf die damals zentrale französische Literatur, und hierin wird ihm Rita Schober mit und seit ihrer Habilitationsschrift folgen. Damit trägt sie einerseits den Rahmenbedingungen der DDR Rechnung, andererseits entspricht dies auch dem damals dominanten Romanistik-Konzept in den deutschsprachigen Ländern.

Diese Gemeinsamkeiten führen für die DDR-Romanistik in den 1950er Jahren zu quasi selbstverständlichen Kontakten mit der Romanistik der Bundesrepublik, insbesondere bei den Romanistentagen, die Hans Rheinfelder ab 1953 ins Leben rief. Dass diese im romanistischen Teil des Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften der Jahre 1940–1944, an dem Rita Schobers Prager Lehrer Eduard Preißig maßgeblich beteiligt war (er koordinierte mit Fritz Neuber den Teil „Frankreich und Europa“) einen Vorläufer hatten, sei der Kontinuitäten halber erwähnt. Rheinfelder war damals für „Die politische Lyrik der französischen Romantiker“ zuständig.³

Im Sinne einer (gemeinsamen) Romanistik in beiden deutschen Staaten nimmt Rita Schober mit Victor Klemperer, Rudolf Brummer, Eduard von Jan, Werner Bahner und Manfred Naumann am ersten, von Rheinfelder im Juni 1955 in München organisierten Treffen teil, nachdem sie im Jahr zuvor mit ihrer explizit marxistischen Arbeit habilitiert worden war. Bei der „Tagung ohne Vorträge“ wird eher weniger und schon gar nicht kontrovers diskutiert, es handelt sich mehr um ein „geselliges Beisammensein, Sich-ken-

3 Dazu: Frank-Rutger Hausmann: „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“, Heidelberg: Synchron 2007 (3. Aufl.), 360 und 316.

nen-lernen und ein gesundes Fachsimpeln“⁴, wie Rheinfelder in einem Brief an Krauss schreibt; damit ähnelt diese Zusammenkunft ihren Vorgängern in Berlin und Weimar 1940, über die ein Teilnehmer schreibt: „Man konnte eine Reihe von Kollegen wiedersehen [...] und noch mehr neue kennenlernen“.⁵ Zu ideologischen Auseinandersetzungen kommt es nicht, und so fährt eine größere DDR-Delegation, zu der auch Rita Schober gehört, im Juni 1957 zum 2. Romanistentag in Mainz. Obwohl ein von Werner Krauss für 1960 geplanter gesamtdeutscher Romanistentag in Leipzig am Widerstand eines Großteils der westdeutschen Romanisten scheitert, kommt eine Delegation zum 3. Romanistentag im Juli 1961 in Göttingen, zu der neben Adalbert Dessau, Werner Bahner und Ulrich Ricken auch Rita Schober gehört, die in ihrem Bericht erwähnt, es sei „kein einziges diffamierendes Wort über die DDR gefallen“ (Seidel 2005: 268). Werner Krauss wird bei dieser Gelegenheit zum stellvertretenden Vorsitzenden des Verbandes gewählt. Doch dieses Amt, ein für Oktober 1961 geplantes Romanisten-Treffen in Leipzig und die Ost-West-Kontakte insgesamt fallen nur einen Monat später dem Bau der Mauer zum Opfer. Am 12.10.1961 erklärt Rita Schober in einer Sitzung des Fakultätsrates der HU, dass „Reisen ins kapitalistische Ausland eingestellt“ und durch „Reisen ins sozialistische Ausland“ (Seidel 2005: 270) zu ersetzen seien.

Was die nicht immer einfachen Reisen ins sozialistische Ausland, vor allem in die Sowjetunion angeht, verweise ich auf die *Vita*. Rita Schober hat jedoch schon im April 1956 mit Klemperer und anderen am Internationalen Romanistenkongress in Florenz und danach 1959 in Lissabon teilgenommen, ebenso wie an den *Colloques internationaux de civilisations, littératures et langues romanes* 1959 in Bukarest, wo sie Jan O. Fischer erstmals begegnet, und 1962 in Budapest. Zur privilegierten Institution der umfassenden Internationalisierung wird die AILC (Association internationale de littérature comparée), begonnen mit Fribourg 1964, deren Folgetagungen sie regelmäßig besucht, und noch im „Dank der Jubilarin“ anlässlich ihres 90. Geburtstags erwähnt sie ihre „Leitungsmitgliedschaft“ in dieser Vereinigung (Schober 2009: 101)⁶, bei einem AILC-Kongress habe ich sie 1985 in Paris kennengelernt.

4 Gerdi Seidel: Vom Leben und Überleben eines ‚Luxusfachs‘. Die Anfangsjahre der Romanistik in der DDR, Heidelberg: Synchron 2005, 253.

5 Heinrich Kuen an Hugo Friedrich, (Brief vom 1. 6. 1940), in: Hausmann (2007), 305.

6 Rita Schober: „Dank der Jubilarin“, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Heft 101 (2009), 57–66, hier: 59.

Erst 1985 sollte es wieder zu Reisen in die Bundesrepublik kommen: bezeichnenderweise auf der Rückfahrt vom AILC-Kongress in Paris: sie erwähnt ein Wochenendseminar bei Hans-Jörg Neuschäfer in Saarbrücken und einen Gastvortrag in Gießen bei Friedrich Wolfzettel, Wolfzettel spricht in seinem Nachruf (Wolfzettel, 2013: 107) von einem Gießen-Besuch im Jahre 1983.⁷ Besuche von DDR-Romanisten bei Romanistentagen gibt es erst wieder 1987, als Manfred Naumann zum Romanistentag nach Freiburg kommt. Während eines Zeitraums von mehr als 20 Jahren bestehen also kaum Verbindungen zwischen der DDR- und der BRD-Romanistik, an der Akademie sieht das bekanntlich anders aus.

2. Die Gegenwartsorientierung: Gegenwartstheorie und Gegenwartsliteratur

2.1 Gegenwartstheorie

In den 1960er und 1970er Jahren ist Rita Schober nicht nur institutionell für die Berliner Romanistik verantwortlich, in diesen Jahren veröffentlicht sie auch den größten Teil ihres wissenschaftlichen Werkes, darunter, begonnen mit den Skizzen zur Literaturtheorie (1956), wichtige Theoriebeiträge, die nur selten angemessen gewürdigt werden.⁸ 1968 erscheinen die nicht nur für die DDR, sondern die Romanistik insgesamt innovativen Arbeiten *Im Banne der Sprache. Strukturalismus in der Nouvelle Critique, speziell bei Roland Barthes* und *Methodologische Probleme der ‚Nouvelle Critique‘ speziell bei Roland Barthes*, mit denen sie die erste Romanistin und wohl die erste deutschsprachige Literaturwissenschaftlerin ist, die über Barthes arbeitet, was in einer fünf Jahre späteren westdeutschen Publikation⁹ denn auch verschwiegen wird, und dies ist auch heute zumeist noch so. Mit dieser Arbeit und weiteren einschlägigen Aufsätzen ist Rita Schober eine der Ersten im deutschen Sprachraum, die sich mit der Nouvelle Critique und dem Strukturalismus, also Gegenwartstheorien auseinandersetzt, lange bevor sie Mode und Standard werden.

7 Friedrich Wolfzettel: „Erinnerung und Nachruf: Prof. Dr. Dr. h.c. Rita Schober“, in: *lendemains* 149 (2013), 107–111, hier: 107.

8 Eine Ausnahme bildet die „Laudatio“ von Hans-Otto Dill, in: Ders. (Hg.): *Geschichte und Text in der Literatur Frankreichs, der Romania und der Literaturwissenschaft. Rita Schober zum 80. Geburtstag* (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät, Bd. 4), Berlin: Trafo Verlag 2000, 13–18, hier: 17.

9 Roland Theis: „Roland Barthes“, in: Lange (1975), 252–278.

Nach einem noch immer lesenswerten Überblick der Theorieszene, wobei von Bataille/Blanchot bis zu Foucault/Lacan jede der noch heute wichtigen Positionen berücksichtigt wird, kritisiert Rita Schober vor allem das absolut gesetzte „écriture“-Konzept und die damit verbundene Aufgabe von Wertungsmöglichkeit und Wahrheitserkenntnis und beharrt auf der Unterscheidung von Literatur und Kritik sowie der Bedeutung des historischen Kontextes. Bei Barthes wird die Autoreflexivität später von der Frage nach dem *Comment vivre ensemble* (1976/77) und ein „Wissen [abgelöst], das mit dem Leben und Erleben unmittelbar verbunden ist“, wie es Ottmar Ette formuliert.¹⁰ Das kann Rita Schober zehn Jahre zuvor nicht ahnen und hätte sie vermutlich auch nicht von ihrer Grundüberzeugung abgebracht, „daß die Literatur und das literarische Kunstwerk *historische* Erscheinungen sind“ (63).¹¹ Zumindest insofern muss sie sich durch den „retour de l’histoire“, den Dominique Viart der Gegenwartsliteratur attestiert, bestätigt fühlen.

In gewisser Weise stellen die Arbeiten zur *French Theory* aber auch ein quasi gleichzeitig erscheinendes Werk „auf den Prüfstand“: die *Französische Literatur im Überblick*.¹² Denn Rita Schober bedient sich der Konzeptionen der Nouvelle Critique, vor allem Roland Barthes’, um „selbst überspitzte oder unrichtige Gedanken durch den provozierenden Widerspruch zu einer Präzisierung der jeweiligen Aufgabenstellung zu führen.“¹³ Sie folgt dem Roland Barthes von *Critique et vérité* (Seuil 1966) zwar nicht in seiner Relativierung des Autors und stellt die Autoreferentialitätsthese ausdrücklich infrage:

„Je tiefer das gesamte historische Verständnis des Aufnehmenden und auch Interpretierenden ist [...] umso mehr wird der historische erfaßte Sinn auch den aktuellen Bedürfnissen entsprechend reaktiviert und das Werk vor Fehldeutungen bewahrt werden können.“ (Schober 1968: 93)

Aber ohne dies explizit zu sagen, sieht sie das „unbestreitbare Verdienst“ der Nouvelle Critique darin, „auf [die] Notwendigkeit des Neudurchdenkens“ der Literaturgeschichte „mit allem Nachdruck hingewiesen“ (Schober

10 Ottmar Ette: Roland Barthes zur Einführung, Hamburg: Junius 2011, 163.

11 Rita Schober: „Werten oder Beschreiben? Zum Methodenstreit um die ‚nouvelle critique‘“, in: Dies.: Von der wirklichen Welt in der Dichtung. Aufsätze zur Theorie und Praxis des Realismus in der französischen Literatur, Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1970, 5–67, hier: 63.

12 Rita Schober (Leitung): Französische Literatur im Überblick, Leipzig: Reclam 1970.

13 Rita Schober: „Methodologische Probleme der ‚Nouvelle Critique‘, speziell Roland Barthes“. In: Bahner (1968), 77–113, hier: 100.

1968: 101) zu haben. Damit werden eigentlich vulgärsoziologische und ideologielastige Unternehmen wie die von Jan O. Fischer konzipierte *Französische Literaturgeschichte* als nicht mehr adäquat in Frage gestellt, was Rita Schober allerdings nicht hindert, zwei Jahre später die (drei Jahre zuvor abgeschlossene) deutsche Version dieser Literaturgeschichte veröffentlichen zu lassen.

Während sie ihren Aufsatz des Jahres 1968 mit der Einschätzung beendet, die *Nouvelle Critique* habe:

„durch die Schärfe der Polemik die erforderliche schöpferische Unruhe in eine konservativ gewordene Wissenschaftsdisziplin getragen“ (Schober 1968: 101),

schließt sie die Buchversion, die Kühnheit dieses Versuchs rückversichernd, folgendermaßen:

„Eine wirkliche Lösung der damit gestellten Aufgaben ist sicher nur von einer sich auf der Höhe der heutigen gesamten Wissenschaftsentwicklung stehenden marxistischen Ästhetik zu erwarten.“¹⁴

Aus heutiger Perspektive bleibt aber die Frage, warum sie nach einer weiteren Publikation des Jahres 1970 („Werten oder Beschreiben? Zum Methodenstreit um die *nouvelle critique*“) die Auseinandersetzung mit der Gegenwartstheorie nicht fortsetzt. Eine Antwort gibt Hans-Christoph Rauh in seinem Aufsatz „Eine abgebrochene Debatte zu Strukturalismus“. Diese Debatte, die am 26./27. Juni 1969 stattfindet und an der Philosophen, Kunst-, Sprach- und Literaturwissenschaftler teilnehmen, kann „damals aus scheinbar unerklärlichen Gründen einfach nicht veröffentlicht werden.“¹⁵ Rauh zeigt überzeugend und detailliert, wie die Veröffentlichung der „Debatte“ den „politisch-ideologischen Umständen jenes Umbruchjahres 1969“ (Rauh 2010: 559) zum Opfer fällt, was Rita Schober aus Gründen der Parteidisziplin (siehe unten) akzeptiert.

14 Rita Schober: *Im Banne der Sprache. Strukturalismus in der Nouvelle Critique*, speziell bei Roland Barthes. Halle a. S.: Mitteldeutscher Verlag 1968, 68.

15 Hans-Christoph Rauh: „Eine abgebrochene interdisziplinäre Debatte zum Strukturalismus an der Humboldt-Universität im Jahre 1969 aus institutionsphilosophischer Sicht – Rita Schober zur Ehrung“, in: Wolfgang Girnus/Klaus Meier (Hg.): *Die Humboldt-Universität Unter den Linden. 1945–1990. Zeitzeugen – Einblicke – Analysen*. Leipzig: Universitätsverlag 2010, 533–565. Ich danke Herrn Rauh, mich auf diese Debatte aufmerksam gemacht zu haben und verweise zur souveränen Aufarbeitung des philosophisch-ideologisch-institutionellen Kontexts auf seinen Aufsatz.

2.2 Gegenwartsroman

Nach den Arbeiten zur Gegenwartstheorie folgen eher literaturwissenschaftliche: *Von der wirklichen Welt in der Dichtung* mit dem für ihre Arbeit charakteristischen Untertitel: *Aufsätze zur Theorie und Praxis des Realismus in der französischen Literatur* (1970), *Abbild, Sinnbild, Wertung. Aufsätze zur Theorie und Praxis literarischer Kommunikation* (1980), der Nachruf auf *Louis Aragon* unter dem Titel *Von der Suche der Dichtung nach Erkenntnis der Welt* (1985) und *Vom Sinn und Unsinn der Literaturwissenschaft* (1988). Mit der 20-bändigen Zola-Ausgabe (1952–1976), die unter den Übersetzungsprojekten der Romanistik ihresgleichen sucht, bildet dies ein beeindruckendes Œuvre, zumal wenn man um die institutionellen Belastungen weiß, unter denen es entsteht.

Vor allem mit ihren Arbeiten zu Aragon entwickelt Rita Schober ein Profil als theoretisch versierte Literaturwissenschaftlerin, die sich dem Gegenwartsroman widmet. Begonnen mit einem Aufsatz des Jahres 1962 zur *Semaine sainte*, die 1958 erscheint, bezieht sich dies auf eine „experimentelle“ (Aragon) Realismus-Konzeption. Und diese in der jeweiligen Zeit kritische Perspektive stellt sie nach 1989, um es mit ihren eigenen Worten zu sagen, noch einmal (selbst-)kritisch *Auf den Prüfstand* (2003). In den 1960er Jahren ist das Sich-Einlassen auf Gegenwartsliteratur in der Romanistik eher ungewöhnlich und wenn, geschieht dies in Hinblick auf den Existenzialismus oder den Nouveau Roman. Die mit dem Aragon-Engagement einsetzende Hinwendung zur Gegenwartsliteratur prägt den markanten Teil ihrer Arbeiten seit Beginn der 2000er Jahre, als sie mit einer Studie zu Houellebecq 2002 an dem großen Sorbonne Nouvelle-Kolloquium zum Gegenwartsroman teilnimmt; ein Jahr später veröffentlicht sie mit „Provokation statt Engagement? Zum ‚Roman Français contemporain‘ nach Lesart einiger Bilanzierungsversuche“ eine „Défense et illustration de la littérature contemporaine“.¹⁶

Der Aragon-Aufsatz des Jahres gehört insofern zur unmittelbaren Gegenwart, als er im Jahr der Übersetzung der *Semaine sainte* (*Karwoche*) durch Hans Mayer erscheint, der ein Jahr später die DDR verlässt. Im gleichen Jahr wird in der letzten von Peter Huchel betreuten Ausgabe von *Sinn und Form* die Prager Rede Aragons veröffentlicht, in der dieser einen „offenen Realismus“ (*réalisme ouvert*), einen Realismus, „der uns manchmal so-

16 Rita Schober: „Provokation statt Engagement? Zum roman français contemporain nach Lesart einiger Bilanzierungsversuche“. In: Plocher (2003), 609–631.

gar in Verwirrung setzt“, fordert;¹⁷ ein Jahr später sollte Roger Garaudy, den Rita Schober in ihrem *Semaine sainte*-Aufsatz erwähnt, den von Aragon begrüßten *Réalisme sans rivages* (1963) proklamieren. Und Rita Schober scheut sich nicht, in Hinblick auf die „sprachliche Gestaltung“ auf eine tabuisierte Epoche hinzuweisen: „Dabei bedient sich Aragon zweifellos gewisser Erfahrungen aus seiner surrealistischen Periode“,¹⁸ freilich indem sie sich mit einem Aragon-Zitat aus *J'abats mon jeu* (1959) absichert. In diesem Aragon-Aufsatz geht es ihr (noch) darum, zu analysieren, ob dieser Roman, trotz formaler Innovationen „ein Werk des sozialistischen Realismus ist“. (Schober 1970: 325), und sie schließt 1962 mit der Bilanz: „Die *Semaine sainte* ist das Buch eines Kommunisten.“¹⁹ In der Überarbeitung des Jahres 1970 folgt dieser Feststellung jedoch eine Öffnung des Begriffes, die den seither erschienenen Romanen *La Mise à mort* (1965) und *Blanche ou l'oubli* (1967) Rechnung trägt:

„Die Kunst des sozialistischen Realismus [ist] eine Bewegung von neuer Qualität, in der sich Spontaneität und Bewußtheit des künstlerischen Schaffens in ganz neuer Weise verbinden und deren Entwicklungsprozeß befördern.“ (Schober 1970: 351)

Der nächste Aragon-Beitrag ist aus dem Publikationsgutachten Rita Schobers zu *La Mise à mort*, als *Spiegelbilder* (1968) von Eva und Gerhard Schewe übersetzt, hervorgegangen, und der 2. Auflage 1974 als Nachwort beigegeben, er erscheint gleichzeitig in den *Beiträgen zur Romanischen Philologie*. Die Brisanz dieses Aufsatzes steckt vor allem in seiner Schlusswertung: trotz einiger Vorbehalte („der vorliegende Roman Aragons [fordert] mit mancher Fragestellung unseren Protest oder unsere Kritik heraus“,²⁰) zitiert Rita Schober zustimmend Aragon mit seiner Rede von Aubervilliers aus dem Jahre 1967:

„Ein sozialistischer Realismus kann kein Routinerealismus sein [...] er muß eine Kunst des Hinauswachsens über sich selbst sein.“ (Schober 1974: 173)

17 Louis Aragon: „Rede in Prag“, in: Sinn und Form, Heft 5–6 (1962), 922–929, hier: 928.

18 Rita Schober: „Aragons ‚Semaine sainte‘“, in: Dies.: Von der wirklichen Welt in der Dichtung, Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag 1970, 323–351, hier: 344.

19 Rita Schober: „Aragons *Semaine sainte*“. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 1 (1962), 53–68, hier: 66.

20 Rita Schober: „Im Spiegel Fougères oder ‚Die Weise von Liebe und Tod‘“. In: Beiträge zur Romanischen Philologie 13 (1974), 161–174, hier: 174.

Mit *La Mise à mort* praktiziert Aragon Verfahren des Nouveau Roman und überbietet sie, ohne seinen „realistischen“ Anspruch aufzugeben. Mit noch größerer Berechtigung als vier Jahre zuvor (in der überarbeiteten Fassung ihres ersten Aragon-Aufsatzes) kann Rita Schober sich selbst zitierend resümieren:

„Die Kunst des sozialistischen Realismus [ist] eine Bewegung von neuer Qualität, in der sich Spontaneität und Bewußtheit des künstlerischen Schaffens in ganz neuer Weise verbinden und deren Entwicklungsprozeß befördern.“ (Schober 1974: 173)

Und trotz aller Absicherungsstrategien ist dies offensichtlich eine Qualität, die sie befürwortet. Dieses Engagement für den „Tragischen Helden des Realismus“, so der Titel eines Aufsatzes „Zur Rezeption von Louis Aragon in der DDR“ von Florian Gödel²¹, ist auch insofern konsequent, weil es mit dem Zola-Bild Rita Schobers korrespondiert. In der schon erwähnten „Rede in Prag“ stellt Aragon eben jene Verbindung her:

„Ich meinerseits bin davon überzeugt, daß der Naturalismus Zolas, wie immer seine Grenzen auch aussehen mögen, dem modernen Realismus den Weg gebahnt hat und daß er auch heute noch diese Rolle spielen kann.“ (Aragon 1962: 927)

Eine bessere Bestätigung des großen Zola-Projektes konnte es für Rita Schober kaum geben.

3. Auf dem Prüfstand I: Der Blick zurück und das Gegenwartsengagement

Friedrich Wolfzettel spricht zu Recht davon, dass man nur staunen könne,

„mit welcher Souveränität die einst große Theoretikerin des ‚sozialistischen Realismus‘ in ihrem Beitrag ‚Editionsgeschichte als Rezeptionsgeschichte‘ zu dem Band *100 Jahre Rougon-Macquart* die nicht-realistischen Elemente in neueren Forschungen referiert, um die eigene Arbeit kritisch zu bewerten und neu zu gewichten.“ (Wolfzettel 2013: 111)

Es ist jedoch nicht nur die Souveränität, die ins Staunen versetzt, sondern die Bereitschaft, in einem fortgeschrittenen Alter – als der Vortrag des von Wolfzettel erwähnten Aufsatzes gehalten wird, ist Rita Schober 75 Jahre alt –

21 Florian Gödel: „Der tragische Held des Realismus. Zur Rezeption Louis Aragons in der DDR“, in: *Germanica* 59 (2016), 161–170.

und vor allem nach einem historischen Umbruch mit auch persönlich einschneidenden Konsequenzen, sich einer solchen Selbstüberprüfung auszusetzen. Auch bei Kollegen, die solche Umbrüche nicht ertragen haben, kenne ich kein solches Beispiel. Gegenbeispiele ließen sich allerdings zahlreich finden. In ihrer kurzen „Nachbemerkung“ spricht Rita Schober von der nach der Wende für sie gegebenen „Notwendigkeit, die meiner wissenschaftlichen Arbeit zugrunde gelegte Theorie neu zu durchdenken und zu überprüfen“ (Schober 2003: 351). Die Arbeiten zu drei Autoren, Zola, Houellebecq und Klemperer, sollen geprüft werden. Klemperer wird zu Recht nicht auf den Prüfstand gestellt, bei Houellebecq setzt Rita Schober ihre versammelten Aufsätze bewusst der Kritik aus. Wie problematisch, man kann auch sagen riskant das ist, stellt eine Rezension von Niklas Bender unter Beweis, über die sich Rita Schober zu Recht beklagt hat. Denn nach verschiedenen unfairen Anmerkungen endet der Rezensent mit der Fundamentalkritik:

„Schließlich weist die Tatsache, dass Schober die fundamentale Ausrichtung von Houellebecqs Weltansicht verkennt und ihn primär für eine Kritik des Neoliberalismus in Anspruch nimmt, auf eine Konstanz im Denken hin, die den Prüfstand überdauert zu haben scheint.“²²

Abgesehen davon, dass die Kritik des Neoliberalismus seitdem von Houellebecq fortgesetzt und bis *Sousmission* verstärkt worden ist, gehören solche Verbote einer „Konstanz im Denken“ ihrerseits auf den Prüfstand.

Der Zola-Aufsatz, der unter dem neutralen Titel „Editionsgeschichte als Rezeptionsgeschichte“ seine wissenschaftsgeschichtliche und biographische Brisanz versteckt, entwickelt einen kritischen Rückblick auf das Zentrum des eigenen Werkes und seine Zeitbedingtheit, der in der Romanistik des 20. Jahrhunderts wohl einmalig ist. Rita Schober verweist deutlich auf das Dilemma ihrer frühen Zola-Arbeiten inklusive der Habilitationsschrift „Emile Zolas Theorie des naturalistischen Romans und das Problem des Realismus“ (1954), mit Lukács Zolas Realismus-Konzept zu untersuchen. Eine Arbeit zu Zola war mit Sicherheit riskanter als eine Studie zum 18. Jahrhundert. Rita Schober will zeigen, „wieweit es Zola gelungen war, seine naturalistischen Theorien in der künstlerischen Praxis zumindest teilweise zu überwinden“, um Zola als einen Realisten ‚malgré lui‘ und ‚trotz aller bürgerlichen und kleinbürgerlichen Vorurteile‘ als ‚Anklage gegen das ganze kapitalistische

22 Niklas Bender: Rezension: Rita Schober: „Auf dem Prüfstand (2003)“. In: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 1 (2008), 90–96, hier: 96.

System [...] die bis zum heutigen Tage nicht verstummt ist“,²³ wie es in einem „Nachwort“ (zu *Die Beute*) 1953 heißt, wissenschaftlich und editorisch akzeptabel zu machen. Die „Einseitigkeit“, die diese schwierige Konstellation für ihre Realismus-Konzeption bedingt, überwindet Rita Schober jedoch schon anhand ihrer Aragon-Rezeption der 1970er Jahre und mit einem rezeptionsästhetischen Realismusmodell in einem Zola-Aufsatz des Jahres 1977 („Für oder wider Zola. Rezeption – Kritik – Bewertung“). Schon hier weist sie anhand einer Weinrich-Rezension auf die Bedeutung des Mythos hin, dessen unzureichende Berücksichtigung sie als ein Defizit markiert, freilich auch, um mit Henri Mitterand vor einer Verabsolutierung dieses Konzepts zu warnen. Die Historisierung der eigenen Arbeit, bei der sie drei Phasen unterscheidet, die trotz aller Unterschiede in der Realismus-Konzeption durch eine „realitätsreferentielle Lektüreachse“ (Schober 2003: 151) geprägt wurden, gestattet ihr die „Souveränität“ (Wolfzettel), die Bedingtheit des eigenen „Erwartungshorizonts“ (etwa in Hinblick auf die „erkenntnistheoretischen Implikationen“ ihres „Realitätsbegriffes“, Schober 2003: 151) offen auszusprechen.

4. Auf dem Prüfstand II: Die DDR-Romanistik

Während in den Westzonen und der späteren Bundesrepublik die Romanistik im wesentlichen mit dem gleichen Personal und unveränderter Konzeption bis Ende der 1960er Jahre fortgesetzt werden konnte, was das Entstehen noch heute wichtiger Werke (Curtius: *ELLMA*; Hugo Friedrich: *Die Struktur der modernen Lyrik*) nicht ausschloss, ist die Romanistik der SBZ und DDR in zunehmendem Maße tiefgreifenden Veränderungen ausgesetzt. Nach der Entnazifizierung mit der I. Hochschulreform in der unmittelbaren Nachkriegszeit ist Rita Schober an der II. und III. Hochschulreform unmittelbar beteiligt bzw. muss sie umsetzen. Die II. Hochschulreform vom 22. Februar 1951 zentralisiert die dem Staatssekretariat für das Hochschulwesen unterstellten Universitäten. Rita Schober arbeitet in dem Staatssekretariat von August 1951 bis Sommer 1952 als Hauptreferentin für Sprachen, worüber sich in ihren Erinnerungen wenig finden lässt. Es dürfte sich einerseits um einen „Bewährungsaufstieg“ im doppelten Sinne handeln, andererseits ist es für die Romanistik ein Privileg, eine zukunftsreiche Kollegin in einer Schlüsselposition zu haben. Sie ist damit an der Umsetzung der Reform, insbe-

23 Rita Schober: „Editionsgeschichte als Rezeptionsgeschichte“, in: Dies.: Auf dem Prüfstand. Zola – Houellebecq – Klemperer, Berlin: Tranvia 2003, 115–152, hier: 126 und 127.

sondere der einheitlichen Studien- und Prüfungspläne beteiligt, was insofern weniger problematisch ist, als jenen der 1950 unter maßgeblicher Beteiligung von Werner Krauss beschlossene Studienplan zugrunde lag. Dessen Bevorzugung der „progressiven Epochen“ wird von den jeweiligen Romanistiken freilich unterschiedlich interpretiert, so dass man bis Ende der 1950er Jahre von der Ko-Existenz mehrerer Romanistiken sprechen kann: einer traditionell philologischen an den kleineren Instituten, einer von Klemperer in Halle und Berlin repräsentierten geistesgeschichtlichen und dem „Minimalprogramm“ der von Krauss in Leipzig propagierten „politisch-philosophischen Philologie“, wobei Rita Schober zeitweise zwischen den „großen“ Romanisten schwankt. Zu einer Beruhigung und Konsolidierung kommt es, als sich Krauss seit Mitte der 1950er Jahre allmählich auf die Akademie konzentriert (1955 Arbeitsstelle zur Geschichte der französischen und deutschen Aufklärung, 1962 Institut für Romanische Sprachen und Kultur), womit die Voraussetzung für eine mehr oder weniger friedliche Koexistenz gegeben ist.

Rita Schober, die seit 1955, also noch zu Klemperers Zeiten, das Institut leitet, wird 1957 zur ordentlichen Professorin ernannt. Neben den skizzierten Forschungen nutzt sie die 1960er Jahre, um an der HU erfolgreich eine Vollromanistik zu etablieren. In diesem Zusammenhang muss auch das Projekt einer Zeitschrift für die DDR-Romanistik gesehen werden, das in den 1950er Jahren von Klemperer und Krauss mehr gegen- als miteinander betrieben wird. Ohne das Engagement und die Durchsetzungsfähigkeit von Rita Schober wäre es vielleicht nie realisiert worden, doch es bedarf des mit dem 13. August 1961 einhergehenden Endes der institutionellen West-Kontakte und der damit verstärkten Ostorientierung, um Anfang 1962 das erste Heft der *Beiträge zur romanischen Philologie*, die romanistische Sprach- und Literaturwissenschaft vereinigen, erscheinen zu lassen. Als Herausgeber zeichnen der verstorbene Victor Klemperer und Werner Krauss sowie Rita Schober; in der Konzeption entspricht die Zeitschrift allerdings den Vorstellungen Ritas Schobers. Anders als Krauss veröffentlicht sie auch regelmäßig in der Zeitschrift, die seit den 1970er Jahren, vor allem bei literaturtheoretischen Aufsätzen, der „Konkurrenz“ der *Weimarer Beiträge* ausgesetzt ist. Die *Beiträge* bleiben aber bis zu ihrem Ende nach 1989 ein wichtiger Faktor der Identität der DDR-Romanistik.

Das nur mit politischer Unterstützung zu verwirklichende Projekt einer Romanistik an der HU muss sie durch die III. Hochschulreform in Frage gestellt sehen. Um volkswirtschaftlich wichtige Schwerpunkte in den Natur- und Technikwissenschaften zu fördern, werden die traditionellen Fakultäten

und Institute auf- und durch neu zu bildende „Sektionen“ abgelöst. Rita Schober kommentiert dies nachträglich folgendermaßen:

„Mit dieser III. Hochschulreform erlosch die bisherige Selbstverwaltung der Universität durch Senat und Fakultäten. An ihre Stelle traten hierarchisch aufgebaute Weisungsstrukturen.“ (Röseberg 2018: 68)

An der HU werden aus zuvor 169 Instituten 26 Sektionen gebildet, darunter die „Sektion Philologien/Germanistik“, die sich ihrerseits wiederum in Sprach- und Literaturwissenschaften untergliedert. 1973 wird diese Großsektion wieder aufgelöst und eine Sektion Anglistik/Romanistik eingerichtet, eine Organisationsform, die es vor der Ausdifferenzierung der Fächer Ende des 19. Jahrhunderts gegeben hatte. Dies geschieht, „Nachdem [...] die Romanistin Rita Schober ihren Einfluss auf ZK-Ebene geltend gemacht hatte“, wie es im Romanistik-Teil der *Geschichte der Universität unter den Linden* (Marie-Luise Bott, 2010) heißt,²⁴ und Rita Schober hat zweifelsohne Recht, wenn sie sich erinnert:

„Dass ein kleines Fach wie die Romanistik, deren Hauptsprache Französisch in den Schulen, noch dazu gegenüber dem Englischen zurückging, im Verein mit der nationalen Philologie Deutsch und der primären Fremdsprachphilologie Slawistik in Bezug auf Etat und Stellen ins Hintertreffen geriet, war unvermeidlich.“

Den politischen Kontext deutet sie in ihren Erinnerungen diskret an, wenn sie unmittelbar danach schreibt: „Ohne meinen Mann, Robert Schober, hätte ich diese Laufbahn sicher nicht geschafft“ (Röseberg 2018: 74), sie hätte zusätzlich auf ihre Freundschaft mit Kurt Hager hinweisen können.

Das folgende längere Zitat fasst ihr Engagement für die HU-Romanistik zusammen:

„Bis 1969 hatte ich mich bemüht, die Romanistik an der HU auf- und auszubauen. In den nächsten Jahren betrachtete ich es vor allem als meine Aufgabe, ihre Etablierung als selbstständige Sektion durchsetzen zu helfen. Einer Sektionsleitung habe ich nie angehört. Wenn die 1980 gegründete Sektion für Romanistik an der HU bei der Wende 1989/90 als einzige der DDR in den Hauptfächern funktionsfähig überführt werden konnte, so ist dies [...] auch dem Umstand zu danken, dass die Hauptfächer, außer Portugiesisch, bis 1969 bereits im Romanischen Institut etabliert worden waren. Und das, wie ich mit einem ge-

24 Marie-Luise Bott: „Zentralstaatlich gelenkte Erneuerung der Philologien in der DDR: Anglistik, Romanistik und Slawistik an der Humboldt-Universität“. In: Tenohrt (2010), 461–508, hier: 487.

wissen Stolz sagen möchte, mit dem eigenen wissenschaftlichen Nachwuchs.“ (Röseberg 2018: 68)²⁵

Dabei erwähnt sie allerdings nicht die politischen Rahmenbedingungen, und d.h. auch nicht ihre Position und ihre Einwirkungsmöglichkeiten innerhalb der staatlichen Institutionen und der Partei.

Was also angesichts der Position und der Karriere Rita Schobers seit den 1950er Jahren auch „auf den Prüfstand“ gehört hätte, ist ihr Engagement in den Institutionen der DDR und vor allem der SED, der sie im September 1946 beigetreten war. Dorothee Röseberg bezeichnet sie als „eine gefragte und mit hohen Ehren versehene Vertreterin der „Elite“ und konstatiert: „Rita Schobers Wissen und ihr Rat waren über Jahre hinweg im ZK und im Politbüro der SED geschätzt [...]“ (Röseberg 2018: 294), was Briefe an Kurt Hager, den sie 1948 an der Parteihochschule in Kleinmachnow kennenlernt, belegen. Das verschafft ihr zweifelsohne eine Machtposition innerhalb des Wissenschaftsbetriebs, vor allem zugunsten „ihrer“ Sektion Romanistik, auch oder gerade weil sie Wert darauf legt, „nie Sektionsdirektor“ (Schober 1999: 428) gewesen zu sein. In öffentlichen Auseinandersetzungen, etwa der Diskussion mit Christian Wagner, die der *Band Frankreich und „Das andere Deutschland“*²⁶ dokumentiert, spielt sie ihre Bedeutung und ihren Einfluss bewusst herunter, auch mit dem bekannten Argument,

„es ist aus heutiger Sicht auch leichter, über Zwänge und Fehler, Ungereimtheiten und Fehlentscheidungen zu urteilen, als sie im Prozeßgeschehen als solche zu erkennen.“ (Röseberg 1999: 435)

Es bleibt die Frage, ob Rita Schober „Fehler“ in Bezug auf die eigene Position erkennen wollte. Immerhin hat sie unmittelbar nach dem Fall der Mauer in ihrer Parteigruppe eine grundsätzliche Kritik vorgetragen, in der sie einräumt, „stets die Parteilinie vertreten zu haben“ (Röseberg 2018: 243), und schreibt: „MEINE FEHLER: Schweigen [...] falsch verstandene Parteidisziplin“ (Röseberg 2018: 248). Es war aber vielleicht nicht nur ein Fehler, sich selbst der Partei gegenüber zu diszipliniert verhalten zu haben, wie man weiß, wird diese Disziplin von ihr selbstverständlich auch von den Romanisten an ihrem Institut erwartet. In dieser Hinsicht stellt sie sich erst mit dem Erinnerungsband zumindest teilweise „auf den Prüfstand“.

25 In anderer Form auch in: Schober (2009): 59–60.

26 Schober, Rita und Wagner, Christian: „Romanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin: Periodisierungsversuche im Streitgespräch“. In: Röseberg (1999), 423–437.

5. Zusammenfassung

Für seine *Großen Romanisten* benennt Hans Ulrich Gumbrecht zwei Charakteristika:

- Die „Ambivalenzgefühle zwischen Identifikation mit der eigenen Nation und Sehnsucht nach Alterität“ vor allem was Frankreich angeht.
- Die „für eine Generation von europäischen Intellektuellen typische Verfung von Leben und literarischer Erfahrung“, die ihre „besondere Dichte durch die Zuwendung auf Kulturen, die man gerade wegen ihrer Andersheit liebte“ gewonnen habe.²⁷

Wenn man diese Kriterien mit Rita Schober, die zu den großen Romanisten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zählt, in Verbindung bringt, so zeigt sich, dass sie bei ihr nicht nur ein „komplexes intellektuelles Unruheprinzip“ (Gumbrecht 2002: 17) bilden, sondern eine Zuspitzung erfahren, die stets neue Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen erfordert. Das Ambivalenzgefühl zwischen der Identifikation mit der eigenen Nation und der Sehnsucht nach Alterität ist auf Grund der biographisch-historischen Umstände weit „komplexer“ und prekärer als üblich. Was bedeutet „Identifikation mit der eigenen Nation“? Kommt es dazu nicht erst mit der DDR, und was bedeutet diese Identifikation für die „Sehnsucht nach Alterität“, wenn die damit verbundene „größere Freizügigkeit“ im Austausch mit Frankreich immer wieder an Grenzen stoßen muss, selbst wenn es sich um das andere, revolutionäre Frankreich handelt? Die „Verfung von Leben und literarischer Erfahrung“ ist also stets durch Risse, Spalten und Brüche gefährdet.

Sowohl im Umgang mit der Literaturtheorie von Nouvelle Critique und Poststrukturalismus, als auch mit „ihren Autoren“ hat Rita Schober mit Geschick und Erfolg versucht, diese unvermeidlichen Spannungen auszutarieren. Auch wenn sie in Hinblick auf die Theorie-Bewegungen deren Konsequenzen Grenzen setzen muss und will, setzt sie sich deren Alterität und Attraktivität umfassend aus, um zu prüfen, was akzeptabel ist, ohne die eigene DDR-Identität außer Fugen geraten zu lassen. In Hinblick auf die Autoren liegen die Dinge strukturell ähnlich. Das Risiko, sich einem nicht durch die Klassiker und Lukács konsekrierten Autor in der Habilitationsschrift zu widmen, stellt sich später mit der Liberalisierung dessen, was unter „sozialistischer Realismus“ verstanden werden kann, als Gewinn heraus. Und die

27 Gumbrecht, Hans Ulrich 2002: „Vom Leben und Sterben der großen Romanisten.“ München: Hanser, hier: 17 und 21.

Wahl Aragons als Gegenwartsautor ist angesichts dessen Engagements für diesen „Realismus“ zwar auch opportun, erlaubt aber dank des „experimentellen Realismus“, den der Autor seit den 1960er Jahren praktiziert und propagiert, eine „Verfügung“ mit der eigenen Situation und mit der DDR-Kultur insgesamt zu erreichen.

Es reicht also nicht, die andere Kultur und Literatur wegen ihrer Andersartigkeit zu „lieben“, diese müssen vielmehr in ihren Möglichkeiten und Grenzen so souverän verstanden werden, dass ihr Transfer ermöglicht werden kann. Dies ist Rita Schober unter nicht immer einfachen Bedingungen und unter Nutzung der ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten gelungen. Ihre „literaturtheoretische Grundposition“ wird von dieser Alterität „nicht tangiert“, sondern in der Auseinandersetzung mit ihr eher bekräftigt. Und so kann sie zu Ende der Feier ihres 90. Geburtstags im Senatssaal ihrer Universität bilanzieren:

„Mich hat Literatur immer als Spiegel und Seismograph der Gesellschaft interessiert und damit als ein aufgeschlagenes Buch der Geschichte des Menschen in der ganzen Vielfalt seines Seins.“ (Schober 2009: 64);

ein solch „aufgeschlagenes Buch“ stellt auch ihre *Vita* dar.

Bibliographie

- Aragon, Louis (1962): Rede in Prag, in: Sinn und Form, Heft 5–6 (1962): 922–929
- Bahner, Werner (1968) (Hg.): Zur Gegenwartsliteratur in den romanischen Ländern, Bd. 1 und 2, Berlin: Akademie-Verlag 1968
- Bender, Niklas (2008): Rezension: Rita Schober: Auf dem Prüfstand (2003), in: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 1 (2008): 90–96
- Bochmann, Klaus/Erfurt, Jürgen (Hg.) (1991): Romanistik zwischen Engagement und Verweigerung, Osnabrück, (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie, Bd. 45)
- Boden, Petra (2004) (Hg.): Modernisierung ohne Moderne. Das Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR (1969–1991). Literaturforschung im Experiment, Beihefte zum Euphorion, Nr. 47, Heidelberg: Winter
- Bott, Marie-Luise (2010): Zentralstaatlich gelenkte Erneuerung der Philologien in der DDR: Anglistik, Romanistik und Slawistik an der Humboldt-Universität, in: Tenorth (2010): 461–508
- Dill, Hans-Otto: Laudatio (2000) in: Ders. (Hg.): Geschichte und Text in der Literatur Frankreichs, der Romania und der Literaturwissenschaft. Rita Schober zum 80. Geburtstag (Abhandlungen der Leibniz-Sozietät, Bd. 4), Berlin: Trafo Verlag: 13–18
- Ette, Ottmar (2011): Roland Barthes zur Einführung, Hamburg: Junius

- Gödel, Florian (2016): Der tragische Held des Realismus. Zur Rezeption Louis Aragons in der DDR, in: *Germanica* 59 (2016): 161–170
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2002): *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten*, München Hanser
- Hausmann, Frank-Rutger (2007, 3. Aufl.): „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“, Heidelberg: Synchron
- Klein, Wolfgang (1991): Romanisten am Berliner Zentralinstitut für Literaturgeschichte. Eine institutions- und politikgeschichtliche Betrachtung, in: *Bochmann/Erfurt* (1991): 13–26
- Lange, Wolf-Dieter (1975) (Hg.): *Französische Literaturkritik der Gegenwart in Einzeldarstellungen*, Stuttgart: Kröner
- Naumann, Manfred (2004): Interview (mit Petra Boden), in: *Boden* (2004): 78–91
- Nies, Fritz/Grimm, Reinhold R. (Hg.) (1988): Ein „unmögliches Fach“. Bilanz und Perspektiven der Romanistik. Tübingen: Narr
- Plocher, Hans-Peter u.a. (Hg.) (2003): *Esprit civique und Engagement. Festschrift für Henning Krauß zum 60. Geburtstag*, Tübingen: Stauffenburg Verlag
- Rauh, Hans-Christoph (2010): „Eine abgebrochene interdisziplinäre Debatte zum Strukturalismus an der Humboldt-Universität im Jahre 1969 aus institutionsphilosophischer Sicht – Rita Schober zur Ehrung“, in: *Wolfgang Girnus/Klaus Meier* (Hg.): *Die Humboldt-Universität Unter den Linden. 1945–1990. Zeitzeugen – Einblicke – Analysen*. Leipzig: Universitätsverlag: 533–565
- Röseberg, Dorothee (1999): *Frankreich und „Das andere Deutschland“. Analysen und Zeitzeugnisse*, Tübingen: Stauffenburg Verlag (*Cahiers lendemains*, Bd. 1)
- Röseberg, Dorothee (2018) (Hg.): *Rita Schober – Vita. Eine Nachlese. Ediert, kommentiert und mit Texten aus Archiven und dem Nachlass erweitert*, Tübingen: Gunter Narr Verlag 2018 (*edition lendemains* Bd. 46)
- Seidel, Gerdi (2005): *Vom Leben und Überleben eines ‚Luxusfachs‘. Die Anfangsjahre der Romanistik in der DDR*, Heidelberg: Synchron
- Schober, Rita (1962): *Aragons Semaine sainte*, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe*, Heft 1 (1962): 53–68
- Schober, Rita (1968): *Im Banne der Sprache. Strukturalismus in der Nouvelle Critique, speziell bei Roland Barthes*. Halle a. S.: Mitteldeutscher Verlag
- Schober, Rita (1968): *Methodologische Probleme der ‚Nouvelle Critique‘, speziell Roland Barthes*, in: *Bahner* (1968): 77–113
- Schober, Rita (1970): *Aragons „Semaine sainte“*, in: *Dies.: Von der wirklichen Welt in der Dichtung*, Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag: 323–351
- Schober, , Rita (1970): *Werten oder Beschreiben? Zum Methodenstreit um die „nouvelle critique“*, in: *Dies.: Von der wirklichen Welt in der Dichtung. Aufsätze zur Theorie und Praxis des Realismus in der französischen Literatur*, Berlin/Weimar: Aufbau-Verlag: 5–67
- Schober, Rita (1974): *Im Spiegel Fougères oder „Die Weise von Liebe und Tod“*, in: *Beiträge zur Romanischen Philologie* 13 (1974): 161–174
- Schober, Rita/Wagner, Christian (1999): *Romanistik an der Humboldt-Universität zu Berlin: Periodisierungsversuche im Streitgespräch*, in: *Röseberg* (1999): 423–437

- Schober, Rita (2003): Editions-geschichte als Rezeptions-geschichte“, in: Dies.: Auf dem Prüfstand. Zola – Houellebecq – Klemperer, Berlin: tranvía
- Schober, Rita (2003): „Nachbemer-kung“, in: Dies.: Auf dem Prüfstand. Zola – Houellebecq – Klemperer, Berlin: tranvía, 351–352
- Schober, Rita (2003): Provokation statt Engagement? Zum roman français contemporain nach Lesart einiger Bilanzierungsversuche, in: Plocher (2003): 609–631
- Schober, Rita (2009): Dank der Jubilarin, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Heft 101: 57–66
- Tenorth, Heinz-Elmar u.a. (Hg.) (2010): Geschichte der Universität unter den Linden. 1810–2010, Berlin: Akademie Verlag
- Theis, Roland (1975): Roland Barthes, in: Lange (1975): 252–278
- Wolfzettel, Friedrich (2013): Erinnerung und Nachruf: Prof. Dr. Dr. h.c. Rita Schober, in: lendumains 149: 107–111

Wolfgang Klein

Vom Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft

Rita Schober heute gelesen

Erst beim genaueren Nachdenken über das hier zu Sagende habe ich bemerkt, dass sein Titel missverständlich sein könnte. Geplant ist nicht, Rita Schobers Arbeiten an heutigen Erzeugnissen der Literaturwissenschaft zu messen – vielleicht gar mit dem Tenor: wie weit hat man es ihr gegenüber doch inzwischen gebracht. Ebenso wenig soll umgekehrt geprüft werden, was im Weiterschreiten der Wissenschaft inzwischen möglicherweise verlorengegangen ist an früheren Fragestellungen und Einsichten. Meine Ausführungen werden sich im Kreis der Sammlung bewegen, die 1988 unter einem herausfordernden Titel zum Preis von 7,50 M im Mitteldeutschen Verlag erschienen ist. Mein Interesse daran ist das eines inzwischen im damaligen Alter der Autorin stehenden Romanisten an einer bisher nicht aufmerksam zur Kenntnis genommenen Zusammenstellung von Aufsätzen seiner kurz zuvor tätigen Habilitgütachterin und das eines damals jüngeren Zeitgenossen, der bei Überlegungen zu Sinn oder Unsinn von was auch immer so kurz vor dem Ende der DDR auf kritisch-sozialistische Impulse gelauert und das nicht vergessen hat. In der gebotenen Kürze besichtigt werden sollen also die literaturwissenschaftlichen Gehalte des Buches und abschließend der kulturpolitische Anspruch, der mit ihnen erhoben wurde.

Dass Rita Schober – wie schon der große Literaturkritiker Sainte-Beuve und andere Autoren des Pressezeitalters – der Auffassung war, dass Veröffentlichungen in Periodika vergehen, das Buch aber bleibt, ist in ihrer Publikationsstrategie mehr als deutlich. Zwar hat sie größere Monographien nicht verfasst. Aber das heute zu besprechende Buch ist das vierte von fünf Sammlungen, in denen sie die ihr wichtig erscheinenden Aufsätze des jeweils zurückliegenden Zeitraums in relativ regelmäßigen Abständen konzentriert und, häufig umgearbeitet und erweitert, als Bestandsaufnahme und Denkaufforderung zu lesen gegeben hat. Dem Beginn mit den beiden jeweils rund 70seitigen sogenannten *Skizzen zur Literaturtheorie* (1956) folgten 1970 die zwölf Beiträge zu *Von der wirklichen Welt in der Dichtung. Aufsätze zur Theo-*

rie und Praxis des Realismus in der französischen Literatur und 1982 die wiederum zwölf Aufsätze zur *Theorie und Praxis literarischer Kommunikation* in *Abbild Sinnbild Wertung*. Und 2003 enthielt die Sammlung *Auf dem Prüfstand. Zola – Houellebecq – Klemperer – Sie ahnen es* – nochmals zwölf Texte. Nur in einem einzigen Fall hat Rita Schober übrigens ein Nachwort zu einem *Rougon-Macquart*-Band in eine Sammlung übernommen – alle anderen hat sie nur in der Bindung an Zolas Romane veröffentlicht. Vielleicht könnte eine sechste Sammlung eines Tages doch noch dieser, ihrer bis heute anerkanntesten Leistung gelten.

Von den vorhandenen Büchern unterscheidet sich das heute interessierende zuerst durch einige Äußerlichkeiten. Es sammelt nur acht Texte. Es nennt sie im Untertitel, ohne weitere Spezifizierung, nicht Aufsätze, sondern *Essays*. Es kommt nicht mehr, wie die beiden vorausgehenden, auf rund 450 Seiten, sondern nur noch auf gut 200, und ist nicht mehr wie diese in Halbleinen gebunden, sondern broschiert. Am auffälligsten: Nachdem Rita Schober zweimal in der damals hoch angesehenen, von Jürgen Jahn geleiteten Literaturwissenschaftsabteilung des Aufbau-Verlags in der Hauptstadt veröffentlicht hat, geht sie in die Provinz, nach Halle und Leipzig. All das, darf bei dieser Autorin mit Sicherheit gesagt werden, war wohl bedacht. Der Mitteldeutsche Verlag brachte 1968 schon ihre Studie *Im Banne der Sprache. Strukturalismus in der Nouvelle Critique, speziell bei Roland Barthes* heraus und edierte – neben vor allem Gegenwartsliteratur aus der DDR (am berühmtesten: *Nackt unter Wölfen* von Bruno Apitz sowie *Der geteilte Himmel* und *Nachdenken über Christa T.* von Christa Wolf) – auch eine zumindest in der DDR beachtete Reihe mit Essays zu Literaturwissenschaft und Ästhetik, in der auch die schoberschen ihren Platz fanden. Der Wissenschaftsanspruch ist also nicht aufgegeben. Aber der Verlag, die Broschur, die Gattungsbezeichnung und der leicht gefärbte etruskische Pegasos auf dem Einband signalisieren darüber hinaus, dass Adressat dieser Sammlung nicht in erster Linie die Wissenschaft, sondern die literaturinteressierte Öffentlichkeit ist.

Zuerst erschienen sind die Essays – oder in wenigstens fünf Fällen ihre für die vorgelegte Sammlung bearbeiteten Vorstufen – zwischen 1980 und 1986. Die Vorbemerkung ist auf Januar 1987 datiert und verweist so dezent auf die Fristen für Buchveröffentlichungen in der DDR (die erforderliche Lizenz-Nummer – dem königlichen Privileg fürs Verlegen und Drucken im vorrevolutionären Frankreich vergleichbar – wurde erst 1988 vergeben). Auf dem hinteren Einband hat der Verlag den stolzen Anspruch formuliert: Es würden „Fragen behandelt, die in höchst aktuelle Prozesse geistig-theoretischer Natur“ (nicht etwa nur Licht bringen, sondern) „eingreifen“. Und dies

geschehe „durch souveräne Handhabung der dialektisch-materialistischen Methoden [...] auf repräsentative Weise“. In der Vorbemerkung bezeichnet Rita Schober selbst es als Ziel der Sammlung, „den gesellschaftlichen Umgang mit Literatur angemessener zu machen“ (Schober 1988: 8).¹ Sie wolle in diesem Buch nicht „theoretisches Neuland [...] erschließen“: Unter der Voraussetzung, dass die „Textgestalt [der Werke] das entscheidende Moment ist“, gehe es ihr in dem „Dialog, der sich zwischen den Werken und den Lesern entwickelt“, um das Vorführen (um nicht zu sagen das Lehren) eines „intimen Umgang[s] mit den Texten“. (7) Die Weichen, die damit gestellt sind, führen auf ein Gebiet, das in der Vorbemerkung zu *Abbild Sinnbild Wertung* 1982 als „eine der dringendsten Aufgaben“ bezeichnet worden ist: das Ausarbeiten der „Frage des ‚ästhetischen‘ Charakters sprachlicher Textstrukturen“ (Schober 1982: 10). Beide Bemerkungen markieren in der damaligen wissenschaftlichen Debatte Schobers Distanz zu einem allzu weitgreifenden Geltungsanspruch der Rezeptionsästhetik: Diese erbringe, wie früher schon der Strukturalismus, wichtige tiefergehende Einsichten in Gestalt und Wirken der Literatur. Aber entscheidend blieben die Texte. Die eigene wissenschaftliche Position wird so behauptet und folgerichtig weiterentwickelt. Ob bei dieser Bewegung im inneren Kreis des Ästhetischen Funken erzeugt werden sollen, die auch die immer weniger stabile Öffentlichkeit der DDR beleuchten, in der sich die literarisch zu ertüchtigenden Leser damals bewegen, bleibt in den Begleittexten ungesagt.

Was bringen die Essays selbst? Das Inhaltsverzeichnis listet die Beiträge ohne Zwischengliederung auf; Fußnoten der Verfasserin nennen fünf aufeinanderfolgende allerdings „Kapitel“ (30, 67, 82, 106, 126). Man kann die Sammlung – trotz der aus ihrer Entstehung resultierenden Brüche in der Gedankenführung – anders als die früheren als Abhandlung lesen. Die ersten beiden Beiträge sind für extreme Orte entstanden: der einführende als Artikel in der kulturpolitischen Wochenzeitung *Sonntag*, die in der Hauptstadt der DDR erschien, der anschließende als Plenarvortrag auf dem 7. Weltkongress für Philosophie, der in Montreal stattfand. Die durchgehende Frage nach Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft wird in dem Zeitungsartikel (vgl. 7–13) in betont unakademischer Sprache gestellt gegen eine „Beschimpfung“ (7): die der „Literaturwissenschaftler, -historiker, -theoretiker und -kritiker“ als einer „Landplage“, die mit ihren „Klassifikationszetteln“, der Reduzierung der Werke auf „dürre Geschichtchen“ und „ihrer vorschnellen Zensurengung“ den „Kindern in der Schule“ die Literatur

1 Zitatbelege aus diesem Band im Folgenden nur mit Seitenzahlen im Text.

„verleiden“, „die lesenden Arbeiter [...] an der Entwicklung eigener Urteilsbildung“ hindern (8) und gar noch die Schriftsteller „über ihr Handwerk zu belehren“ (9) suchen. Auf diese Lagebeschreibung komme ich zurück. Hier ist zunächst hervorzuheben: Gegen all diese unsinnigen Funktionssetzungen stellt Rita Schober ihr Credo zum Sinn der Literaturwissenschaft – „Lesen von Kunst ist selbst eine Kunst.“ (9) Wenn Literaturwissenschaftler „in den Werkstätten dieses Handwerks herumschnüffeln“, sorgten sie mit „für Achtung vor dieser ernsten und verantwortungsvollen Arbeit“ (9) und beteiligten sich „an der Geschmacksbildung des Publikums“ (11), genauer: trügen bei „zur Herausbildung sozialistischer Persönlichkeiten“ mit „ästhetische[r] Genußfähigkeit“ und „humanistische[r] Gesinnung“ (13). Von ihnen selbst sei – da sie „eine Gesellschaftswissenschaft betreib[en]“ – zu fordern, „kein bornierter Kommafuchser“ zu sein, sondern (bei aller selbstverständlichen Spezialisierung) „sehr verschiedenartige gesellschaftswissenschaftliche Disziplinen zu studieren oder zumindest in ihren wesentlichen Ergebnissen zur Kenntnis“ (11) zu nehmen: den dialektischen und historischen Materialismus, die Geschichte der Philosophie, Kultur und Kunst, Ästhetik und Literatur, des weiteren Psychologie und Persönlichkeitstheorie, Gattungstheorie und -geschichte, Metrik und Verslehre, Syntax, Semantik, Sprachgeschichte, Texttheorie, Kommunikationswissenschaft und Semiotik sowie schließlich die Editionswissenschaft (vgl. 11f.). Der – um ihr späteres Wort aufzunehmen – Prüfstand, den sie so errichtet, erhebt mit all seiner DDR-Prägung einen weit ausgreifenden Erkenntnis- und Wirkungsanspruch. Die folgenden Texte haben sich auf ihm messen zu lassen.

Die anschließende, zuerst vor den Philosophen der Welt in Montreal entwickelte Betrachtung über „Literatur im Schnittpunkt von materieller und geistiger Kultur“ (vgl. 14–28) gilt, entsprechend anspruchsvoll, dem Kulturbegriff. Von Papst Johannes Paul I. über Valéry, Jakobson, Ingarden und andere bis zu Hans Robert Jauß, Dietrich Mühlberg und Hans-Jürgen Hartmann werden Gedanken und Untersuchungen herangezogen, um begreiflich zu machen, dass und wie „materielle und geistige Kultur unlöslich miteinander verflochten sind und eine Opposition von Zivilisation und Kultur nicht aufrechtzuerhalten ist“ (27). Denn Kultur sei eine Tätigkeit, „in der mit [der] und durch die Schaffung eines gegenständlichen materiellen und ideellen Reichtums zugleich der subjektive Reichtum der menschlichen Individuen entwickelt wird“ (28). So sei auch Literatur nur in der Wechselwirkung ihrer materiellen und geistigen Dimensionen zu begreifen: als eine „in Produkten vergegenständlichte[,], auf Kommunikation und Wirkung angelegte[] geistig-schöpferische[] Tätigkeit“ (18). Dass die „radikalen mate-

riellen Veränderungen im kommunikativen Bereich“ nach dem literarischen ein neues „Zeitalter audio-visueller Kunst“ (27) aufführen könnten, ist bereits angesprochen. Das Hohelied auf die humanisierende Kraft von Literatur, als das der gesamte Band gelesen werden kann, ist dadurch aber nicht in Frage gestellt.

Unter dem Titel „Wirklichkeitseffekt oder Realismus?“ (vgl. 29–65) wendet Rita Schober sich danach in einer präzisen und ausgreifenden „Überprüfung des erreichten Standes“ der Realismustheorie ihrer „Grundfrage“ zur Literatur zu: dem „Verhältnis der dargestellten Welt moderner Romane zur wirklichen und [den] dafür heute notwendigen und möglichen einsetzbaren erzählerischen Verfahren, wenn die erzählte Welt den Leser befähigen soll, die wirkliche in ihrem Lichte genauer, besser, klarer und zugleich einmaliger zu sehen, zu erfahren, zu erleben“ (30). Präzis und gegenüber den dogmatischen und gnoseologischen Verengungen der eigenen Traditionslinie, an deren Überwindung sie selbst beteiligt gewesen war, auch kritisch arbeitet sie auf, was Wolfgang Preisendanz, Stephan Kohl und Hans-Ulrich Gumbrecht in der alten Bundesrepublik, Philippe Hamon, Roland Barthes und andere in Frankreich sowie, am ausführlichsten betrachtet, Robert Weimann, Dieter Schlenstedt, Hans-Georg Werner und weitere in der DDR zu Wirklichkeitsbegriff und Sinnbildungsverfahren, Realitätsdarstellung und Realitätseffekt, Wirklichkeitsadäquatheit sprachlicher Repräsentanz, Subjektivität des Autors und Wahrheit der Dichtung geäußert haben. Resümierend bezieht der Beitrag Stellung in drei Hinsichten. Erstens sei es sinnvoll, im Ausfasern der Schreibweisen an dem Begriff „Realismus“ für jene „Beziehungsfelder“ festzuhalten, „in denen eine sozial ‚eingreifende‘ Literatur entsteht, sich ausbreitet, dominant wird“. (58) Zweitens seien die in realistische Literatur heute praktizierten „Wirkungsstrategien“ in Frage gestellt durch die gleiche literarische Mittel nutzende Trivilliteratur wie auch „durch jene auf Lesbarkeit angelegte, mit voluntaristischen, konservativen bis reaktionären Lösungsangeboten einhergehende, auf bürgerliche Gesellschaftskonsolidierung abzielende, gewissermaßen ‚einfunktionierte‘ realistische Literatur“ und erhalte daher „selbst die Verweigerungshaltung modernistischer Schreibpraktiken einen positiv zu bewertenden kritischen Akzent“. (58) Und drittens seien Funktionssetzungen „sehr zweifelhaft“, denen zufolge realistische Literatur primär Reibung, Spannung und Kritik erzeugen, „nur noch beunruhig[en]“ und auf die „Vermittlung von Sollwerten“ und „ein gewisses Maß in der Textstrategie angelegter Rezeptionssteuerung“ verzichten solle. (58f.) Auch auf letzteres wird zurückzukommen sein.

Nach der Betrachtung der *Theorien* zum Realitätsverhältnis der Literatur wird die Überlegung weitergeführt zum literarischen *Schaffensprozess* und hier besonders zu der schon im Untertitel der 1970 erschienenen Sammlung benannten, für Schobers marxistisches Literaturverständnis zentralen Frage „Wie die Welt in die Kunst kommt“ (vgl. 66–80). Literatur, betont sie im Zuge dieser Betrachtung, habe „unersetzliche[n] Wert im ganzheitlichen Aneignungsprozeß der Welt durch den Menschen“ durch das Schaffen einer besonderen „Beziehungsqualität des Subjekts zum Objekt, in der neben den rationalen Elementen alle anderen, vor allem axiologische und emotionale entscheidend werden“. (77) Wie aber vollbringt sie das? Die „Geheimnisse[] des poetischen Schaffensprozesses“, der „eigentliche[] Schreibvorgang“ (66) stehen im Zentrum der Sammlung; ihnen gilt die Hälfte der Beiträge. Das einführende „Kapitel“ nähert sich dem Problemfeld zunächst wiederum durch die Vergegenwärtigung vorausgehender Arbeiten von Kollegen: der von Louis Hay begründeten und u.a. in der Zola-Forschung erprobten genetischen Kritik, die „an Hand der Manuskripte die Stadien [verfolgt], die ein Text [...] vom ersten Entwurf bis zur endgültigen Fassung durchläuft“ (67), und der von Moissej Kagan unternommenen Gliederung des schriftstellerischen „Gestaltungsprozesses“ in die Bereiche (nicht notwendig Stufen) „Stoff – Thema – narrative/fiktionale Idee“ (70). Dem folgen drei Fallstudien.

Die erste heißt: „Zu Goethes ‚Wandlers Nachtlied‘. Ein Gedicht, seine Entstehung und seine Wandlung in anderen Sprachen“ (vgl. 81–105). Sie nutzt den „Glücksfall“ (76), dass Goethe am Abend des Tages, an dem er *Über allen Gipfeln ist Ruh* schrieb, Frau von Stein auch noch in einem Brief berichtete, was er „auf dem Kichelhahn, dem höchsten Berg des Reviers“ (83), empfunden hatte, und so „einen Einblick in die Transformationsprozesse [eröffnete], die reale Erlebnisse im dichterischen, hier speziell lyrischen Schaffen durchlaufen“ (84). Gezeigt wird zunächst auf der semantischen Ebene, dass die im Brief übermittelte „unmittelbare[] Referentialität“ (88) von Zeit und Ort im Gedicht abgelöst wird durch ein „allgemein Repräsentatives“ (87), das von Lesern verschiedenartig besetzt werden kann, in dem das schon den Brief durchziehende „Gegensatzpaar: Ruhe/Unruhe“ (89) aber als Zeichen weiter und bestimmend enthalten ist – wobei semantisch vor allem das Naturbild der Ruhe entwickelt werde. Der zweite Zugriff gilt der Struktur des Gedichts und verdeutlicht in eingehender Analyse von Vers und Reim, Wortton, Satzton, Metrum und Rhythmus sowie deren Spannung zum semantischen Gehalt, wie auf dieser Ebene vorherrschend die Unruhe konnotiert ist und sich so „über der semantischen Struktur der natürli-

chen Sprache eine [...] durch *das Gedicht und nur von ihm erzeugte zweite Struktur* erhebt, durch die der Text seine einmalige poetische Qualität erhält“ (93). Abschließend wird an auseinandergelassenen Übersetzungen „der sinntragenden Struktur: ‚Ruh‘ und ‚ruhen‘“ in sechs Sprachen das Problem „der Übertragbarkeit der Polysemie der sprachlichen Originalstruktur“ (98) angesprochen. Das zumindest mir neue, scheinbar skurrilste Ergebnis einer solchen Übertragung will ich zitieren. Es entstand, als ein Japaner Goethe in seine Sprache übertrug, ein Franzose diese Übertragung als japanisches Gedicht nach Europa zurückbrachte und ein Deutscher das vermeintliche Zeugnis fernöstlicher Lyrik wieder in die Sprache des Ur-Autors brachte: „Stille ist ein Pavillon aus Jade. / Krähen fliegen stumm zu beschneiten Kirschbäumen / im Mondlicht. / Ich sitze und weine.“ (98) Rita Schober nimmt dieses Ergebnis ernst, wenn sie folgert:

„Die Vielfalt des Bedeutungsreichtums, die in der begrifflichen Explikation gerade ihr Wesentlichstes verliert, die Möglichkeit ihrer sinnlichen und damit auch ganzheitlichen Erfahrbarkeit, ist eben tatsächlich nicht auf den Begriff zu bringen.“

Kunst, fügt sie hinzu, bewirke

„etwas, was Wissenschaft nie kann. [...] Wir müssen uns auf sie einlassen, und gerade in diesem Appell an unser eigenes schöpferisches Vermögen liegt ihre Wirkung, ihre Besonderheit und auch ihr Wert.“ (102)

Die zweite Fallstudie gilt der Frage, „Warum Maupassants ‚Fettklößchen‘ ein Welterfolg wurde oder: Zur literarischen Qualität der ‚Abende von Médan‘“ (vgl. 106–125). Die 1880 erschienene Sammlung von sechs Novellen naturalistischer Schriftsteller über den deutsch-französischen Krieg 1870/71 interessiert die Autorin wegen der Möglichkeit, Kagans Kategorisierungen folgend zu untersuchen, auf welcher Ebene des Schreibvorgangs sich „die unterschiedliche literarische Qualität“ (106) von Texten entscheidet. In der Auswahl der dargestellten Bereiche aus dem Stoffgebiet „Krieg“ und in der ideologischen Behandlung dieser Stoffbereiche, stellt sie fest, folgten alle sechs den zur Entstehungszeit gängigen Stereotypen. Bei der Wahl des Themas aber scheiterten vier daran, dass dessen Verbindung mit dem Stoffgebiet „Krieg“ nicht zwingend sei; nur ein Beispiel: „Henniques Geschichte behandelt eigentlich [...] einen Fall von kollektiver Massenhysterie“, der „ebensogut mit einem anderen Stoff verbunden abgehandelt werden“ könnte (112). Von den beiden verbleibenden Texten seien zwar in Zolas *Angriff auf die Mühle* „Stoff und Thema [...] adäquat“ – die „narrative Entwicklung“

verenge jedoch „die Behandlung dieses an sich angemessenen Themas allein auf die Herausarbeitung des individuell-menschlichen Aspekts“. (113) Nur Maupassant habe einen auch auf der Ebene der narrativ/fiktionalen Idee überzeugenden Text beigesteuert: „Die fiktion-schaffende Idee, das narrative Klischee der ‚femme héroïque‘ der Kriegsliteratur, die es wagt, dem Feind die Stirn zu bieten, mit einer Dirne umzubesetzen“, (114) sei dafür entscheidend gewesen. So habe Maupassant den „nationale[n] Verrat der nationalen Bourgeoisie“, sein „eigentliche[s] [...] auf dem gleichen gesamtgesellschaftlichen Strukturniveau [...] wie das Stoffgebiet Krieg“ angesetztes Thema, darstellen können – „exemplarisch reduziert auf die individuell erfahrbaren Dimensionen des bürgerlichen Alltags“. (115) Eine „textnahe Interpretation“ (96) der Exposition der Novelle führt diese Befunde im einzelnen aus. Die Studie ist ein Versuch, ästhetische Qualität analytisch zu erfassen.

Den dritten und am ausführlichsten untersuchten Fall „des allgemeinen Problems, ‚wie Welt in die Dichtung kommt‘“ (132), bildet „Brechts Umschrift des Kommunistischen Manifests“ (vgl. 126–180) – der in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs unternommene, dann abgebrochene Versuch, zum Zweck der bevorstehenden „geistigen Erneuerung“ (127) Deutschlands einen wissenschaftlichen Grundtext des Marxismus „in poetischer Form und mit propagandistischer Absicht umzuschreiben“, um ihn (so Brecht selbst) „durch ein aufheben des pamphletischen Charakters zu erneuern“ (126). Das Fragment eines Lehrgedichts in der Tradition des *De rerum natura* von Lukrez folgte diesem Traditionsbezug bis in den Hexameter, in dem es verfasst war (und den Brecht sich für diesen Text erst einmal aneignen musste). Schober widmet der Form diesmal nur einen knappen Absatz, in dem sie auf die „häufige[n ...] Partizipialkonstruktionen“, „ungewöhnliche syntaktische Umstellungen“ und die „mit Fachtermini durchsetzte, bisweilen durch Stilwechsel und pejorative Ausdrücke gekennzeichnete Lexik“ verweist, um den Text als „poetische[n]“ zu kennzeichnen. (145) Wichtiger sind hier die Befunde zum Umgang mit dem Begriffsapparat und der Argumentationsweise des Grundtextes. Sie werden sorgfältig aus aussagekräftigen, oft umfangreichen Zitaten herauspräpariert.

Brecht habe die Thesen und Zusammenfassungen des *Manifests* „in keinem Fall als allgemeine Lehren herausgestellt“, sondern „Zusammenziehungen mit ausgebauten paraphrasierenden Geschichten verbunden“. (140) Die „signifikanten Wörter“ seien meist beibehalten, „oft unverändert“ (145), in wichtigen Fällen, so bei dem Wortfeld „produzieren“, aber zwecks größerer „Anschaulichkeit“ verändert – in diesem Fall durch „erzeugen“, mit seiner

„Assoziation des kreatürlichen Vorgangs“ (148). Wo das Manifest „Ergebnisse“ konstatiere, zeige Brecht „die Vorgänge, die Tätigkeiten“ (149) und ziele durch „Bilder, Metaphern, Vergleiche, Singularisierungen globaler Erscheinungen zu einzelnen Elementen, Personifikationen, szenenhafte Auflösungen von Aussageinhalten“ und „handlungsmäßige[] Vorführung“ auf wertende und „emotionierende[] Wirkung“ (151f.). Das im *Manifest* – dessen Sprache ja selbst auch „Kunstcharakter“ hatte (137) – bereits enthaltene Bildmaterial habe er „durchgängig verwendet“ (153), oft allerdings „noch verstärkt“ (155), besonders durch wertende Epitheta – „entgegen Brechts sonstigem sparsamen Umgang mit emotionierenden Beiwörtern“ (156). All dies kennzeichne sowohl Brechts Aufnahme der Darstellung der Geschichte als einer Geschichte von Klassenkämpfen, die das Manifest zu Beginn gebe, als auch seine Entfaltung der „kollektiven Figuren“ (165) von Bourgeoisie und Proletariat aus dessen zweitem Teil.

Zusammenfassend benennt die Untersuchung die in Brechts Vorgehen deutlich werdende Differenz von wissenschaftlicher und künstlerischer Darstellung: Letztere bringe „uns die Welt in spezifischer Weise nahe, [...] in ihrem spezifischen Bezogensein auf uns, auf den Menschen“ (173), richte sich „immer zunächst an den Einzelnen“ (174) und können der Verflechtung von Wertung und Erkenntnis nie entraten [...]. Denn erst durch den wertenden Bezug erhält die Kunst ihren [...] spezifischen Bezug ‚auf den Menschen‘“. (175)

Wie alle vorausgehenden Texte ist auch diese Analyse methodisch und sprachlich klar geführt und sticht (nun doch einmal auch im Blick auf heutige Produkte unserer Wissenschaft gesagt) hervor, wie umfassend und gründlich Rita Schober zur Kenntnis genommen hat und zitiert, worüber sie schreibt – seien es literarische oder literaturwissenschaftliche Texte. Bei ihr kann man sicher sein, nie – um mein (reales) Horrorbeispiel zu erwähnen – einen nicht weiter auf seinen Ursprung hin verfolgten Satz Flauberts zu finden, der auf englisch zitiert wird, weil man auf ihn so in der Sekundärliteratur gestoßen ist und er gerade so schön den eigenen Gedankengang schmückt.

Den Epilog des Buches bildet eine Würdigung Victor Klemperers, die unter den Begriffen „Sprache – Kultur – Humanismus“ steht (181–204). Sie hebt, von der Faszinationskraft der Persönlichkeit ausgehend, insbesondere *LTI* hervor – „noch nie vor diesem Buch war Zeitgeschichte als Sprachgeschichte geschrieben worden“ (192) – und würdigt zudem die anderen Stationen seines Lebens. Dieser Beitrag ermöglicht es mir aber auch, abschließend auf mein angekündigtes Interesse an der kulturpolitischen Dimension

der Schober-Sammlung zu kommen. Dazu soll sie an vier Stellen nochmals betrachtet werden, nun von hinten nach vorn.

Klemperers letzte Lebensjahre in der DDR, haben seine Tagebücher inzwischen öffentlich gemacht, waren keine Zeit der reinen Erfüllung, sondern geprägt immer wieder auch von Enttäuschung, Konflikt und Leiden – persönlicher wie politischer Dimension. Dieses Zeugnis lag 1988 noch nicht vor. Aber seine engste Schülerin muss mehr über die darin festgehaltenen Erfahrungen gewusst haben und hätte mehr darüber sagen können und sagen dürfen als geschehen. Ein nicht nur auf Klemperer und nicht auf die DDR bezogener Satz spricht ohne jede Konkretisierung davon, dass dessen wie anderer „Weg an die Seite des kämpfenden Proletariats“ Ergebnis „schwieriger und oft schwerer Lernprozesse“ gewesen sei (183). Im Übrigen aber wird er in der DDR ausschließlich in der „fruchtbarste[n] und auch erfolgreichste[n] Phase] seines ganzen Lebens“ (185) vorgestellt, in Bildern wie: „Nach 1945 [...] steht er mit großem Stolz im Blauhemd der FDJ auf dem Katheder, die ihn [...] zu ihrem Ehrenmitglied ernannt hat.“ (183)

Zuvor bezeichnet Rita Schober als den „konzeptionell entscheidenden Unterschied zwischen dem Kommunistischen Manifest und Brechts Lehrgedicht“ des letzteren „veränderte historische Perspektive“: Brechts Version

„ist geschrieben aus der Sicht des Proletariats und zu einem Zeitpunkt, da dieses bereits in einem Lande gesiegt hat und mit den Siegen der Sowjetarmee in dem zu Ende gehenden Krieg gegen den Faschismus einen weiteren welthistorischen Sieg errungen hat.“ (141)

An keinem Punkt der Darstellung gibt es eine Überlegung oder auch nur eine Andeutung zu historischen Fakten, die diese Sicht auf die Geschichte des Kapitalismus wie auf die der Sowjetunion und des Kommunismus in Frage stellen und in der Entstehungszeit der Untersuchung im Bewusstsein und in der Diskussion waren. Vielmehr ist nur von „der erfolgreich bestandenem Vergangenheit“ (141) und dem „freundlichen Wesen[] dieses Gespenstes“ des Kommunismus (142) die Rede. Und wenn Karl Korsch als derjenige gezeigt wird, den Brecht bat, in seinem Text „das theoretische etwas in ordnung zu bringen“ (129), bleibt völlig unerwähnt, dass dieser Mann bereits 1926 aus der KPD ausgeschlossen worden und seine Auffassung des Marxismus der sowjetischen von 1945 wie der DDR-geprägten von 1988 nicht eben konform war.

Vorher wird in der Bilanz der Realismustheorie gesagt, dass realistische Literatur nicht nur Reibung und Kritik erzeugen, sondern auch Sollwerte vermitteln kann. Theoretisch ist dagegen selbstverständlich nichts einzu-

wenden. Als Rita Schober das aber schreibt und auch benennt, wem in der DDR sie damit widerspricht, geht es keineswegs – wie sie weltläufig anschließend schrieb – um die „oft gerade erst Stimme gewinnenden Literaturen Afrikas“ (58). Ihr Kollege Dieter Schlenstedt z.B., dessen noch frische „schöngeistige[] Lesehilfe“ (Braun 1985: 4) für Volker Brauns nach vierjährigen Kämpfen – wie Schobers Sammlung übrigens im Mitteldeutschen Verlag – erschienenen *Hinze-Kunze-Roman* die Romanistin u.a. wegen dessen Diderot-Bezügen hätte interessieren können, ist von Gralshütern gerade heftig angegriffen worden: Seine Überlegung, auch einem „kritischen sozialistischen Realismus“ Platz in der DDR zu schaffen, sei völlig abwegig, da Kritik ja sowieso Teil des sozialistischen Realismus sei. Da war Solidarität gefordert statt einer Theoriekritik (die der Angesprochene im Übrigen nicht benötigte). Oder wenigstens Schweigen.

Schließlich: Dass wichtige Schriftsteller in der DDR sich seit den 1970er Jahren, zunehmend explizit, gegen unsinnige Belehrungen von Literaturwissenschaftlern verwahrten, hatte wenig mit Sorgen um den Literaturunterricht in den Schulen, die Urteilsbildung lesender Arbeiter oder gar ihr handwerkliches Selbstbewusstsein zu tun. Was denen, die den Abbruch der Beziehungen zur Literaturwissenschaft verkündeten, nicht passte, war die ideologische Belehrung, mit der tonangebende Literaturwissenschaftler ihr Schreiben in konformere Bahnen zu lenken suchten – unmittelbar politische wie bei der Biermann-Ausweisung oder auch solche zu den literarischen Traditionen, denen vorzugsweise gefolgt werden sollte. Um 1980 war die naturalistische kein Streitpunkt mehr wie in den Jahren, als Rita Schober die Zola-Ausgabe ansah. Aber die romantische war es wieder, weil wichtige Autoren sie realitätskritisch aufluden, und auch avantgardistische, modernistische oder irrationale Schreibweisen waren unter Schriftstellern angesehener als unter jenen Literaturwissenschaftlern, die die Kulturpolitik ausschrieben. Wer den *Sonntag* las, wusste das und konnte Rita Schobers sonstige kluge Überlegungen daher nur begrenzt würdigen.

An diesen Stellen fällt eine Grenze in allen Aufsätzen auf. Das Ziel des intimen Umgangs mit den Texten, den sie beeindruckend vorführen, bildet, wie schon im ersten gesagt wird, das Ausbilden der ästhetischen Genussfähigkeit und der humanistischen Gesinnung der Leser. Das ist ein hoher, auch nationalpädagogischer Auftrag der Autorin an sich selbst. Aber mehr will sie nicht, und das ist (nicht immer, aber) in der Situation, in der sie schreibt, zu wenig. Entgegen ihrer äußeren Gestalt hält sich die Sammlung hochkultiviert und strikt auf wissenschaftlichen Gefilden. Über die so zu erreichende Höhe der Kontemplation führt an keiner Stelle eine Überlegung

hinaus zu der Frage, welchen sozialen Gebrauch die so gebildeten Persönlichkeiten von ihren Einsichten, Emotionen und Wertungen machen sollten oder könnten. Bei einer Autorin, die sich so entschieden als Gesellschaftswissenschaftlerin bezeichnet, ist ein solches Versenken in die Texte ohne konkreten Bezug zu den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen sie gelesen werden, enttäuschend. Erklärbar scheint es mir nicht als Rückzug, Absicherung oder gar Maskerade: das läge alles unter ihrem Niveau. Rita Schober stand so entschieden zu den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen sie lebte, dachte und schrieb, dass sie Überlegungen zu deren Erschütterung in ihrer Wissenschaft keinen Platz einräumte. Die Mahnung zu einem angemesseneren intimen Umgang mit den literarischen Texten umging 1988 in der DDR die „höchst aktuellen Prozesse“, in denen eine eingreifende Literaturwissenschaft ihren Sinn zu finden hatte. Fragestellung und Untersuchungsrichtung des Buches entsprachen nicht der Situation, auf die sein Titel zu weisen schien.

Andere Entscheidungen mussten nicht in die Kulturpolitik führen, wie es bei Schlenstedt der Fall war und wie es beider Kollege Manfred Naumann entschieden vermied, der jedoch in der Literaturgeschichtsschreibung Möglichkeiten der Distanz-, Defizit- und Differenzbeschreibung fand. Den mittleren Weg nahm der Philosoph Wolfgang Heise, wie Schober und Naumann Mitglied der Klasse Gesellschaftswissenschaften II der Akademie der Wissenschaften der DDR. Er arbeitete bis zu seinem Tod 1987 an einem Buch über die deutsche Dichtung und Ästhetik zwischen 1750 und 1850, das der damaligen und so implizit wie deutlich der aktuellen Fähigkeit der Kunst galt, „das Mögliche im Schein der Kunst bereits in die Wirklichkeit“ zu holen (Treß 2014: 568). Schon als Biermann ausgebürgert wurde, machte er jedoch außerdem Kurt Hager (den Rita Schober ebenfalls gut kannte) darauf aufmerksam, dass in der DDR „das Wirkliche nicht das Mögliche“ sei – „mit dem Risiko, als Narr meiner Vernunftromantik dastehen zu können“, wie es am Ende des Briefes heißt (Heise 2013: Band 2, 197).

Das führt mich zur Zusammenfassung. Rita Schober erweist sich dem oder jedenfalls dem hier redenden heutigen Leser ihrer letzten in der DDR erschienenen Sammlung als eine formidable Gelehrte, die die Kunst des Lesens von Literatur beherrscht wie wenige und die dem Wert der Literatur für den Menschen verpflichtet ist. Als eine kritische Sozialistin und damit, im gehobenen Verständnis des Begriffs, als eine Marxistin zeigt sie sich nicht.

Bibliographie

- Braun, Volker (1985): *Hinze-Kunze-Roman*. 2. Aufl., Halle, Leipzig: Mitteldeutscher Verlag
- Heise, Wolfgang (2013): *Schriften*, hg. von Gerd Irrlitz und Ernst Müller. 2 Bände, Frankfurt am Main, Basel: Stroemfeld
- Schober, Rita (1982): *Abbild Sinnbild Wertung. Aufsätze zur Theorie und Praxis literarischer Kommunikation*. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag
- Schober, Rita (1988): *Vom Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft. Essays*. Halle, Leipzig: Mitteldeutscher Verlag
- Treß, Achim (2014): [Besprechung zu] Wolfgang Heise, *Schriften*. In: *Das Argument*, 309, S. 566–569

Aurélie Barjonet

Rita Schober

Die Zola-Forscherin im Kontext der historischen Bedingungen der deutschen Nachkriegszeit

Rita Schober schrieb mir Ende Mai 2007 folgende Zeilen:

„Um den Ausgangspunkt möglicher theoretischer Arbeit 1952 beurteilen zu können, müsste man sich vielleicht auch fragen, welche literaturtheoretischen Ansätze – unabhängig von der marxistischen Zolarezeption – für einen jungen, noch unerfahrenen Wissenschaftler in Ost und West zur Auswahl überhaupt zur Verfügung standen.“ (Schober 29.5.2007)

Schon in einem Interview am 19.9.2001 hatte sie mir noch deutlicher – diesmal auf Französisch und mündlich – gesagt:

„Lukács a été un des grands penseurs de ce siècle. Un des grands penseurs marxistes et il fut le seul à donner une conception de la littérature fondée sur la théorie littéraire. Car où aurait-on dû la prendre? Où dites-moi?“ (Barjonet 2001)

Der eingangs zitierte Satz aus dem Jahre 2007 steht in einem sechs Seiten langen Dokument, das sie mir per E-Mail als Feedback zu meiner Dissertation geschickt hatte. Und auf eben diese Frage (wie konnte man, zu Beginn der DDR als junge Forscherin mit einem Lukács-Verdikt gegen Zola eine Edition der *Rougon-Macquart* herausgeben und vor allem kommentieren?), hatte ich u.a. in meiner Doktorarbeit antworten wollen. Als ich ihr 2007, kurz vor der Abgabe, die ganze Arbeit schickte, antwortete sie mir also u.a. mit jener soeben zitierten Einschätzung. Frau Professor Schober fand, dass mir – in meiner Bewertung ihrer wissenschaftlichen Laufbahn und ihres Werks – noch nicht genug bewusst war, dass sie 1952 erst 34 Jahre alt gewesen war.

Der Rahmen der heutigen Gedenkfeier zu ihrem 100. Geburtstag ist vielleicht der richtige Anlass, um die historischen Bedingungen der deutschen Nachkriegszeit noch einmal kurz aufzuzeigen, gerade auch um die Zola-Forschung besser (und zudem noch mit mehr als zehn Jahren Distanz!) beschreiben zu können.

In meiner Analyse untersuche ich die Rezeption Émile Zolas in Frankreich und Deutschland vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Zeit des Kalten Krieges (siehe Barjonet 2007, 2010). Ich zeige auf, inwiefern Zola als Schriftsteller oder als Intellektueller oder als beides zugleich rezipiert wurde. In Deutschland erwies sich die Analyse Zolas im Spannungsfeld von Politik und Ästhetik als besonders aufschlussreich und zwar sowohl die Rezeption durch seine Zeitgenossen als auch in der DDR. Es war z.B. spannend zu verfolgen, wie Deutschland in der Zeit der Sozialdemokratie auf Zolas Gesellschaftsbild reagiert hatte. So fand bekanntlich zu Zolas Lebzeiten die sogenannte Naturalismusdebatte statt: 1896 war der Naturalismus Gegenstand der Parteitagdiskussionen der Sozialdemokratischen Partei. Mich interessierte auch die Frage: Was bedeutete Zolas naturalistisches Programm für ein Land, das in ästhetischen Fragen vom Idealismus noch stark geprägt war, d.h. zum Beispiel Kunst mit Verklärung verbunden hatte? Für die DDR-Zeit lautete eine wichtige Frage: Wie konnte man trotz Lukács' Verdikt über Zola forschen? All diese Fragen stellte ich mir als Nachgeborene.

1952 war ein wichtiges Jahr für die Zola-Rezeption, denn der fünfzigjährige Todestag von Zola wurde vor allem in Frankreich ausführlich gefeiert. In der DDR markierte dieses Jahr auch den Anfang der *Rougon-Macquart*-Edition bei Rütten & Loening unter der Herausgeberschaft von Rita Schober. Zwei Jahre später wurde Rita Schober habilitiert und anschließend 1954 zur Professorin für Romanistik an der Humboldt-Universität ernannt. Aber im Jahr 1952 folgte sie erst einmal ihrem Professor Victor Klemperer nach Berlin und wurde Dozentin an der Humboldt-Universität.

Rita Schober hat selbst ihre Rezeption kommentiert, sogar analysiert. Als Rezipientin war sie dadurch ein außerordentlicher Ausnahmefall und zudem kannte ich sie persönlich. Sie gab mir Zugang zu ihrem Archiv, was nicht nur einen großen Vertrauensbeweis darstellte, sondern auch eine einmalige Chance war, eine Rezeptionsstudie originell zu behandeln, das heißt unter Berücksichtigung von Korrespondenz, Verträgen, Interviews, seltenen Artikel, usw. Somit war das Historische von Anfang an eng mit dem Persönlichen verknüpft.

Lukács' Verdikt über Zola ist wohlbekannt: während Balzac eine tiefe Gestaltung der Wirklichkeit erschafft, würde die von Zola ihm zufolge nur an der Oberfläche bleiben. Hinter diesem Vorwurf stecken selbstverständlich ideologische Gründe, und zwar geht es um die Frage der Weltanschauung, die für Lukács bei Zola falsch ist und auch nicht von ihm – wie bei Balzac – überwunden wurde. Lukács wichtigste Äußerungen zu Zola finden zu zwei unterschiedlichen Momenten statt: erstens während seines Kampfs gegen die proletarisch-revolutionäre Literatur, und insbesondere gegen die

Mode der Reportage, die für ihn das Gegenteil der Gestaltung ist (Lukács 1936) und zweitens während des Zweiten Weltkrieges, als Intellektuelle im Exil über Expressionismus debattieren (Lukács 1940). Ich habe die Rezeption Zolas durch Lukács als eine „verfehlt“e Rezeption bezeichnet und sie ist dies in meinen Augen aus drei Gründen. Erstens war Lukács – wie andere Marxisten auch – äußerst anfällig dafür, dem Marxismus „nur“ nahe-stehende Phänomene (d.h. Zola) zu verurteilen und das, was dem Marxismus weniger verbunden war (d.h. Balzac), positiver zu bewerten. Zola war Reformist und kein Revolutionär. Souvarine, die Figur des russischen Marxisten in seinem *Rougon-Macquart*-Zyklus ist fast ein Terrorist. Zola wurde nicht verziehen, Marx nicht oder falsch gelesen zu haben, während Balzac sozusagen „die Gnade der frühen Geburt“ hatte und Marx noch nicht lesen konnte. Zweitens waren es – wie in der sozialdemokratischen Rezeption am Ende des Jahrhunderts zuvor – wieder aktuelle Vorfälle, die eine Geringschätzung Zolas ausgelöst hatten. Zur Zeit von Lukács handelte es sich um eine Gruppe von Schriftstellern mit fraglichem Talent (hier Vertreter der proletarisch-revolutionären Literatur), die sich auf Zola beriefen und somit der Rezeption Zolas schaden. In meiner Studie konnte ich zeigen, und das ist der dritte Grund einer verfehlten Rezeption, wie im Grunde hinter Lukács' Ablehnung von Zola – genau wie im Fall der Rezeption durch Engels – das Beharren auf einer traditionellen, „bürgerlichen“ Ästhetik steckte. Aufgrund ihres Einflusses und ihres Fortbestands stellte nichtsdestotrotz Lukács' Rezeption nach der von Engels die zweitwichtigste marxistische Auslegung Zolas dar.

Als Rita Schobers Karriere Aufschwung nimmt, also ab 1952, ist die Literaturwissenschaft im Wesentlichen von zwei Hauptentwicklungen bestimmt: einerseits vom Kalten Krieg, andererseits vom Aufbau im Osten und Westen und damit verbunden von neuen, wissenschaftlicheren Herangehensweisen an die Literatur. Die Rezeption Zolas wurde durch diese beiden Entwicklungen stark beeinflusst. Es ist bekannt, dass die DDR-Kulturpolitik zunächst stark von einem Antifaschismus geprägt war und dass sie die Pflege des klassischen und realistischen literarischen Erbes unterstützte. In diesem Kontext sind die großen Neuauflagen wie beispielsweise die des *Rougon-Macquart*-Zyklus' zu sehen. Im Westen wird währenddessen die Bundesrepublik als demokratischer Staat aufgebaut, verbunden mit einer Restauration der Sozialstruktur der Vorkriegszeit und getragen von einer konservativen Tradition. Im literarischen Feld vermeidet man politische Fragen, und die Literaturwissenschaft nähert sich der Literatur mit werk-

immanenten Analysen. In der BRD wird Zolas Werk erst in den 1970er Jahren aus einem neuen Blickwinkel gesehen. Nicht so in der DDR.

Der erste neue „Blick“ kommt von Victor Klemperer, Rita Schobers Habilitationsvater. 1952 schreibt Klemperer einen Artikel in der *Berliner Zeitung* mit dem Titel „Die Fahne des Lebens“. In diesem Gedenkartikel wirft Klemperer einen *literarischen* Blick auf Zola:

„[Zolas] tragikomisches Mißgeschick besteht darin, daß er ein ebenso schwacher Denker wie mächtiger Dichter ist, seinen laut verkündeten Theorien schlägt er als Dichter gänzlich ahnungslos ins Gesicht, und nur durch das traumhafte Zerbrechen einer selbstgeschmiedeten Doppelkette wird er zum wahrhaften Schöpfer.“ (Klemperer 30.09.1952)

Auf solche Widersprüche bei Zola deutet er schon in seiner *Französische[n] Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart* aus dem Jahre 1926 hin:

„Es fällt ihm nicht ein, welch ein grotesker Widerspruch es ist, gleichzeitig im selben Beginnen ein exaktes Experiment vornehmen, d.h.: Dinge sich entwickeln lassen, und einen Roman schreiben, d.h. Dinge entwickeln zu wollen. Daß im Experimentalroman die Wissenschaft von der Dichtung zerstört wird, ist etwas vollkommen Unausweichliches. [...] Hier steht nicht zur Frage, ob der Roman das Experiment, sondern einzig und allein: ob das Experiment den Roman, ob die Wissenschaft die Dichtung fördert. Und darauf möchte ich in Zolas Fall mit einem, freilich etwas perfiden Ja antworten. Denn die Wissenschaft erhöht seine dichterische Kraft deshalb, weil sie bei ihm gar keine Wissenschaft ist; sie ist nur Glaube bei ihm. Er hat den Glauben, wissenschaftliche Arbeit zu leisten (sowie mutatis mutandis Dante den Glauben hat, theologische Arbeit zu verrichten), und aus dieser Überzeugung quellen ihm Mut, Ausdauer und Zuversicht.“ (Klemperer 1926: 122)

In seinem Presseartikel aus dem Jahre 1952 fordert Klemperer mit deutlichen Worten dazu auf, eine „Revidierung“ des schlechten und falschen Urteils über Zola vorzunehmen:

„Nur leider hat es manchmal geheißen – und nicht nur auf Seiten der Reaktion, sondern auch bei uns –, der Mann und Kämpfer Zola sei ja gewiß brav und sogar heldenhaft gewesen, aber ein Dichter, ein wirklich großer Dichter – nein, das sei er nicht gewesen, und in der Literaturgeschichte gebühre ihm alles in allem doch nur die Zensur ‚genügend, z.T. mangelhaft‘. Es ist Zeit, dieses Urteil zu revidieren; und daß jetzt in unserer DDR deutsche Neuübertragungen der bedeutendsten Zola-Romane erscheinen, daß sie in unsere Sparte der Weltliteratur aufgenommen werden, ist das Zeichen für das allmähliche Schwinden dieses Achselzuckens über den ‚bloßen Naturalisten‘ Zola.“ (Klemperer 30.09.1952)

Die Formulierung „bloße[r] Naturalis[t]“ ist eine deutliche Anspielung auf Lukács, der das Hegelsche Adjektiv meistens benutzt, um zu behaupten, Kunst sei etwas anderes als „bloße Nachahmung“. In Hegels *Ästhetik*, dessen Vorwort Lukács in der DDR schreibt, liest man:

„Der Zweck der Kunst muss deshalb noch in etwas anderem als in der bloß formellen Nachahmung des Vorhandenen liegen, welche in allen Fällen nur technische *Kunststücke* aber nicht *Kunstwerke* zutage fördern kann.“ (Hegel 1835–1838: 87)

Klemperer ist wohl der einzige in dieser Zeit, der den Naturalismus als ein konstruktives Missverständnis mit kreativ-schöpferischem Potential versteht. Man denke an die kritischen Analysen von Curtius aus dem Jahre 1950: „Von dem anspruchsvollen Gebäude Zolas sind heute nur noch Trümmer übrig. Es war ein Monument der Ungeistigkeit.“ (Curtius 1950: 103–104)

In seinem Zeitungsartikel geht Klemperer noch weiter. Er sucht nach den Gründen für diesen abwertenden Blick auf Zola – gerade von marxistischer Seite aus – und nimmt dabei noch deutlicher auf Lukács Bezug:

„Ich glaube, der Grund liegt anderwärts. Man mißt vielfach Menschen, die uns der Gesinnung nach völlig fernstehen, mit viel gerechterem Maßstab als solche, die uns nahestehen, aber doch nicht ganz mit uns übereinstimmen. [...] Man findet bei Engels und Lafargue ein paar beiläufig abschätzige Worte, bei Lukacz [sic! A.B.] recht spitzfindige und anfechtbare Ausführungen über Zola. Wir sollten ihn mit dem freieren Blick, den wir der Tradition gegenüber gewonnen haben, erneut lesen; das wird kein genußloses Unternehmen sein.“ (Klemperer 30.09.1952)

Dieses Phänomen des ‚falschen Maßes‘ erinnert an den „Narzissmus der kleinen Differenzen“ wie Freud es nannte. Wir folgen Freud in *Der Mann Moses und die monotheistische Religion*: „die Intoleranz der Massen äußert sich merkwürdigerweise gegen kleine Unterschiede stärker als gegen fundamentale Differenzen“ (Freud 1939: 197).

Wie man sieht, sind Klemperers Zeilen weit entfernt von Zola im Sinne eines „Gesellschaftskritikers“, wie er anfangs hauptsächlich in der DDR rezipiert wurde, so z.B. in dem ersten Zeitungsartikel über Zola aus dem Jahr 1950 mit dem Titel: „Der Held, der sein Brot verdiente. Zu Émile Zolas 110. Geburtstag“. Er beinhaltet alle Klischees, die man sich nur vorstellen kann.

Nicht Klemperer, sondern Rita Schober wird einen „freieren Blick“ auf Zola werfen. Aber Klemperers Weg ist für die 34-jährige keine Option. Zum einen sicherlich, weil Rita Schober im Bereich der Literaturwissenschaft

eben doch nicht ganz eine Schülerin von Klemperer war, zum anderen weil Klemperers „bürgerliche“ Ansichten in der DDR nur toleriert werden. Rita Schober wird versuchen, Zola und Lukács so gut wie möglich zu versöhnen. Sie muss dabei den Weg gewissermaßen „durch Lukács“ gehen.

Eigentlich ist Rita Schobers Weg noch komplizierter, denn Werner Krauss hatte Rita Schober für die Zola-Edition empfohlen. Und zu dem Zeitpunkt liegen Krauss und Klemperer im Streit um die Ausrichtung der Romanistik in der DDR. Vom Sommer 1951 bis Sommer 1952 hat Rita Schober eine wichtige Position als „Hauptreferentin für alte und neue Philologie und Linguistik am Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen“ inne, und steht auf der Seite von Klemperer.¹ Im September 1951 sieht es so aus, als würde Krauss zu krank sein, um weiter Einfluss auf den Kurs der DDR-Romanistik ausüben zu können. In seinem Tagebuch schreibt Klemperer lapidar: „Krauss [...] als Moribundus nach der SU.“ (Klemperer 1999, Bd. II, 22. September 1951: 212). Als Krauss zurückkommt, findet eine Art „Wiedervereinigung“ statt, denn Krauss hilft Klemperer ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu werden. Aber Anfang 1952 beobachtet Klemperer eine Annäherung zwischen Rita Schober und Werner Krauss, was ihn stört:

„[...] dann ein erstesmal dort Colloquium mit Krauss zusammen. Balzac-Engels. Ich behauptete mich gegen seine dunklen Töne, Rita ging auf seinen Jargon ein. [...] Ich habe ihm gegenüber eine Mischung aus Minderwertigkeits-Complex u. Erbitterung.“ (Klemperer 1999, Bd. II, 10. Februar 1952: 244)

Klemperer zufolge spitzt sich aber der Konflikt auch zwischen Rita Schober und Krauss zu (Klemperer 1999, Bd. II: 319, 324), bis es sogar im Sommer 1953 zu Drohungen von Krauss' Seite aus kommt:

„In der Akademie sei er gewillt, [schreibt Klemperer über Krauss A.B.] mit mir zusammenzuarbeiten, wenn ich Rita fallen ließe. Er würde sie sonst unbarmherzig ‚zerrupfen‘. Ich sagte, das könne er nicht, sie sei wissenschaftlich firm u. in der Publikation u. Habilitation genau so weit od. genau so zurück wie Naumann. [...]“ (Klemperer 1999, Bd. II: 404)²

Über ihr Verhältnis zu Krauss hat sich Rita Schober selbst 2002 geäußert:

„[...] mein Verhältnis zu Krauss [ist] in all seiner Zwiespältigkeit (wie könnte es für eine Klemperer-Assistentin anders sein), in der Widersprüchlichkeit von An-

1 Siehe in Klemperers Tagebüchern die Strategien, die sie zusammen entwerfen: Klemperer 1999, Bd. II, 11. August 1951: 202.

2 Die eckigen Klammern sind in der Edition der Tagebücher enthalten.

ziehung und Ablehnung, von Bewunderung und Reserve ein essentieller Bestandteil meines eigenen wissenschaftlichen Werdegangs gewesen. Krauss hat mich im Jahr 1951 dem Aufbau-Verlag für die Herausgabe der Zola-Edition in deutscher Sprache empfohlen, meine Boileau-Studien waren ein beinahe verzweifelter Versuch der Annäherung an das von ihm in den Mittelpunkt gestellte Jahrhundert der Aufklärung, und sein anerkennender Brief für meinen 1973 erschienenen Artikel zur literarischen Wertung bedeutete mir mehr als Akademiemitgliedschaft (1969) und Nationalpreis (1973). Erst mit diesem Brief hatte ich das Gefühl, im Fach wirklich angekommen zu sein.“ (Schober 2002: 279)

Zu Beginn der Zola-Edition befand sich Rita Schober also in einer schwierigen Position: sie stand zwischen den Romanistik-Koryphäen, die beide aus dem Krieg physisch und psychisch verletzt zurückgekommen waren.

Es ist allgemein bekannt, dass Lukács in der DDR ab 1956 nicht mehr hoch im Kurs stand, ebenso wie die Wende von der Lukács'schen zur Brecht'schen Realismustheorie.³ Ferner muss nicht darauf eingegangen werden, dass Rita Schober durch ihr Werk zu der Zola-Expertin im gesamten deutschsprachigen Raum wurde. Ich fasse deshalb nur kurz zum Schluss ihren eigenen Weg aus meiner Perspektive zusammen.

Rita Schober hat sich von einer orthodoxen Ausgangsbasis – das heißt den Prinzipien von Lukács folgend – zu einer heterodoxen Lesart entwickelt. Nach 1956 zeigte sie Distanz zu Lukács, und die Verdammung von Zolas Naturalismus und besonders seines pessimistischen Biologismus ist nicht mehr so auffällig in ihren Arbeiten. Sie bezieht vor allem Stellung in der Realismusdebatte. Schon 1957 kommt sie in der Zeitschrift *Kunst und Literatur* – also der wichtigsten Referenz für die sowjetische Kritik⁴ – zu folgender Definition des Realismus:

„Realismus im ästhetischen Sinne heißt meiner Ansicht nach nicht eine bestimmte Methode wie die Homers oder Fieldings oder Balzacs, sondern bezeichnet das Wesen des Kunstwerks als einer bestimmten ideologischen Widerspiegelung der Wirklichkeit in ihrer besonderen Gesetzmäßigkeit gegenüber allen anderen Bewusstseinsformen.“ (Schober 1957a: 608)

Es ist nicht nur eine ästhetische Erweiterung des Realismus-Begriffes, den Rita Schober hier formuliert, sondern sie geht auch von einem „Spezifikum“⁵ des Künstlerischen aus, das noch zu erforschen wäre. Konkret schlägt sie eine ästhetische Konzeption des Realismus vor, die durch Analysen zu

3 Siehe z.B. den hervorragenden Artikel von Werner Mittenzwei (1967).

4 Siehe dazu Risterucci-Roudnicky 1999: 246ff.

5 „[...] das ‚Spezifikum‘ des Künstlerischen zu erforschen“ (Schober 1957a: 605).

Stil und Technik erreicht werden soll. Mit diesem Vorschlag und der Terminologie, die sie verwendet, zeigt sich, dass sie sich weniger an Lukács als an Auerbach anlehnt, auch wenn ihre Terminologie marxistisch bleibt.

Ihr Artikel zeugt auch von einem Einfluss durch Hugo Friedrich⁶ und vielleicht auch durch Klemperer⁷. Auf jeden Fall tritt die „Wahrheitstreue“ vor den „neuen Ausdrucksmöglichkeiten“ und „Experimenten“ zurück:

„Denn die neue Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts erfordert zweifelsohne auch neue Ausdrucksmöglichkeiten. Und ganz ohne Experimente wird es hier nicht abgehen, für deren richtige Beurteilung aber ebenfalls eine gesicherte theoretische Basis nötig ist.“ (Schober 1957a: 608)

Rita Schobers Nachwort zum *Bauch von Paris* zeugt schon von diesem neuen Kurs, so kann man dort z.B. zu den Pariser Hallen folgendes lesen:

„Es entstand so keine einfache, detailgetreue Fotografie, sondern ein kraftvolles, an Rubens gemahnendes Gemälde in satten Farben und von riesigen Ausmaßen.“ (Schober 1957b: 400)

Rita Schober revidierte nach und nach das marxistische Urteil über Zola, indem sie Zolas Fähigkeit hervorhob, neue Wirklichkeitsbereiche in die Literatur eingeführt zu haben. 1977 schreibt sie z.B.:

„Die Größe Zolas beruht aber gerade darauf, daß er die wesentlichen Erscheinungen dieser Übergangsperiode des Kapitalismus in sein monopolistisches Stadium, z.B. den Konzentrationsprozeß des Kapitals in Industrie, Handel und Banken, die neuen Verflechtungen (sic !) der Hochfinanz mit Presse und Regierungskreisen, die Formierung des Proletariats und sein wachsendes Klassenbewußtsein, erkannt und zugleich die Perspektive gesehen hat, wohin der sich vertiefende Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit führen muß. All diese Erscheinungen sind in seinem Werk thematisiert. [...] Und für all diese Gebiets-erweiterungen und Entdeckungen hatte Zola auch neue literarische Lösungen gefunden.“ (Schober 1977: 62–63)

Aber – wie man sieht – bleibt ihre Rezeption weltanschaulich geprägt und das wird so bis 1989 der Fall sein.

6 Siehe z.B. sein Kapitel „Die neue Wirklichkeit im französischen Realismus des XIX. Jahrhunderts“ (Friedrich 1939).

7 1969 erklärt Rita Schober: „Für Klemperer hatte der kritisch-realistische Roman des 19. Jahrhunderts erst durch Flaubert wieder die strenge Ausformung eines Kunstwerkes erhalten, und Zolas schöpferischer Spürsinn hatte diesem Formwillen neue Wirklichkeitsbezirke zur Darstellung erschlossen.“ (Schober 1969: 300).

Es scheint, als hätte Klemperer Rita Schobers neuen Kurs nicht wahrgenommen. Ende 1957 lädt er sie in sein Seminar ein. Und dazu notiert er in seinem Tagebuch:

„Ich begrüßte Rita erst offiziell im Namen von Spectabilis u. Fakultät u. Institutsdirektor, dann privat: ‚liebe Rita‘: Die akadem. Doctortaufe habe sie hinter sich gehabt, als wir uns kennen lernten, dann aber habe sie von mir die akademische Jugendweihe erhalten (Heiterkeit), sei von mir zur Literaturwissenschaft bestimmt worden – vorher Linguistin – u. weiche nun, wie jeder gute Schüler – in etwas von ihrem Lehrer ab. Tant mieux für die Studenten. [...] Rita las über theoretische Unterschiede – Wahrheit, Realismusbegriff, Typus – bei Balzac u. Zola. Für Zola blieb ihr zu wenig Zeit, ihre Antipathie gegen ihn wurde deutlich. Einiges entging mir.“ (Klemperer 1999, Bd. II, 12. Dezember 1957: 664)

Rita Schobers Zola-Rezeption kann man nur im Verhältnis zu Lukács' Zola-Rezeption verstehen, die selbst durch die Zola-Rezeption von Engels bedingt ist. In dem Beitrag ging es zum einen darum, diese historischen Bedingungen der deutschen Nachkriegszeit neu aufzunehmen, um die Zola-Forschung besser beschreiben zu können. Zum anderen war das Anliegen, Rita Schobers schwierige Position zwischen Klemperer und Krauss zu erinnern. Insofern bleibt zu schlussfolgern, dass die Beschreibung historischer Bedingungen auch die der relevanten „menschlichen“ Beziehungen einschließen muss.

Bibliographie

- Barjonet, Aurélie (2001): Interview mit Rita Schober in Berlin-Pankow, 19. September
- Barjonet, Aurélie (2007): Zola romancier et intellectuel. Étude comparée de sa réception critique en Allemagne et en France (1873–1978). Dissertation an der Universität Paris III-Sorbonne Nouvelle, im binationalen Verfahren (cotutelle de thèse) mit der Universität des Saarlandes).
- Barjonet, Aurélie (2010): Zola d'Ouest en Est. Le Naturalisme en France et dans les deux Allemagnes. Rennes: Presses Universitaires de Rennes
- Curtius, Ernst Robert (1950): Wiederbegegnung mit Balzac. In: Ders.: Kritische Essays zur europäischen Literatur, Bern, Francke: 95–119
- Freud (1939): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. In: Ders.: Gesammelte Werke, Bd. XIV, Werke aus den Jahren 1932–1939. Nachdruck der Ausgabe von 1950, hrsg. von Anna Freud, Frankfurt am Main: Fischer. 1999. 101–246
- Friedrich, Hugo (1939): Die neue Wirklichkeit im französischen Realismus des XIX. Jahrhunderts. In: Ders.: Drei Klassiker des französischen Romans. Stendhal – Balzac – Flaubert. Frankfurt am Main: Klostermann. 1980: 9–31

- Hegel (1835–1838): *Ästhetik*. Berlin: Aufbau. 1955
- Klemperer, Victor (1926): *Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart*, 2. Teil: *Der Positivismus*. Leipzig: Teubner
- Klemperer, Victor (1952): *Die Fahne des Lebens*. Zum 50. Todestag des Dichters Émile Zola. In: *Berliner Zeitung* 228, 30. September (ohne Seite)
- Klemperer, Victor (1999): *So sitze ich denn zwischen allen Stühlen*. *Tagebücher 1944–1959*. Hrsg. von Walter Nowojski, 2 Bände. Berlin: Aufbau
- Lukács, Georg (1936): *Erzählen oder Beschreiben?* In: *Internationale Literatur*. Rp. in: *Ders.: Werke*, Bd. IV: *Essays über Realismus*. Neuwied, Berlin: Hermann Luchterhand, 1971: 197–242
- Lukács, Georg (1940): *Zum hundertsten Geburtstag Zolas*. In: *Ders.: Balzac und der französische Realismus*. Berlin: Aufbau. 1952: 88–100
- Mittenzwei, Werner (1967): *Brecht-Lukács-Debatte*. Neu bearbeitet und veröffentlicht unter dem Titel: *Der Streit zwischen nichtaristotelischer und aristotelischer Kunstauffassung. Die Brecht-Lukács-Debatte*. In: *Ders.: Dialog und Kontroverse mit Georg Lukács*. Leipzig: Reclam. 1975: 153–203
- R. P. (1950): *Der Held, der sein Brot verdiente*. Zu Émile Zolas 110. Geburtstag. In: *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* 13, 1. April: 137–138
- Risterucci-Roudnicky, Danielle (1999): *France-RDA: anatomie d'un transfert littéraire 1949–1990*. Bern, Lang
- Schober, Rita (1957a): *Ästhetischer oder literarhistorischer Realismusbegriff? Einige Bemerkungen zur Realismus-Diskussion*. In: *Kunst und Literatur* 6: 604–608
- Schober, Rita (1957b): *Nachwort*. In: *Zola: Der Bauch von Paris*. Berlin: Rütten & Loening. 1957: 399–405
- Schober, Rita (1969): *Der Realismus, Zola und ein Verlagsprojekt*. In: Jürgen Jahn (Hrsg.): *Hundertfünfundzwanzig Jahre Rütten & Loening (1844–1969)*. Ein Almanach. Berlin: Rütten & Loening. 299–305
- Schober, Rita (1977): *Lukács' Kritik am französischen Naturalismus und das Problem der literarischen Bewertung*. In: *Beiträge zur romanischen Philologie*, 16. Jahrgang, Heft 1: 57–63
- Schober, Rita (2002): *Rezension zu: Vom Leben und Sterben der großen Romanisten*. Carl Vossler, Ernst Robert Curtius, Leo Spitzer, Erich Auerbach, Werner Krauss, München/Wien: Carl Hauser (Edition Akzente), 2002, 232 S. In: *Poetica XXXIV*, Hefte 1–2: 278–284
- Schober, Rita (2007): *Dissertation Aurélie*. Private Datei vom 29. Mai

Hans-Otto Dill

Rita Schobers literaturpädagogische Nachworte zu Emil Zolas *Les Rougon-Macquart*

1. Die Editionsgeschichte von Zolas *Les Rougon-Macquart* in deutscher Übersetzung

Als Rita Schober Anfang der 1950er Jahre erstmals eine Herausgabe der *Rougon-Macquart* von Emile Zola, dessen Werk sie seit ihrer Studienzeit in Prag schätzte, erwog, dachte sie keineswegs an den gesamten 20-bändigen Romanzyklus, eines der längsten zusammenhängenden Textgebilde der Weltliteratur, sondern beabsichtigte lediglich einige wenige Einzeltitel im Berliner Verlag Rütten & Loening zu edieren. Der Einzelausgabe von *La fortune des Rougon* sollten „Gesammelte Werke in Einzelbänden“ folgen. Schon beim ersten Band ahnte sie jedoch, dass diese Familiensaga nur als Teil der Geschichte des Zweiten Kaiserreiches zu erzählen war, und spätestens 1956 wusste sie, dass sie nicht bei den *Einzelbänden* stehenbleiben würde, von denen bis dato vier Titel erschienen waren. Mit der Gesamtausgabe wollte sie deren erste deutsche Neuausgabe nach 30-Jahren Verbot in Nazi-Deutschland herausgeben, in einem Land, in dem Zola ob seines couragierten Auftretens als militanter Gegner des Antisemitismus in der Dreyfus-Affäre ein unerwünschter Autor gewesen war. Sie übernahm schließlich für ihre Gesamtedition den „authentischen“ Zola-Titel: *Die Rougon-Macquart. Natur- und Sozialgeschichte einer Familie unter dem Zweiten Kaiserreich*, was für ihre Nachworte zu jedem dieser Romane bedeutete, die fiktive Geschichte einer Pariser Familie in die authentische Geschichte des *Second Empire* zu integrieren.

Die Behandlung der Familiensaga war insofern problematisch, als Zola unter ihrer „Naturgeschichte“ im Sinne seines „naturalistischen“ Welt- und Menschenbilds die biologisch-naturhafte Vererbung archaischer, animalischer Charaktereigenschaften verstand, was Schober aus theoretisch-weltanschaulichen Gründen und ihrem aus diesen folgenden prinzipiell sozialwissenschaftlich-evolutionärem Ansatz heraus entschieden ablehnte. Sie modifizierte, variierte seine Vererbungsauffassung insofern, als sie nicht so sehr

das biologische Erbgut als vielmehr den von Zola beschriebenen Erwerb und die Weitervererbung des riesigen Vermögens der fiktiven, für ihre soziale Klasse repräsentativen Familie *Rougon-Macquart* über fünf Generationen verfolgte.

Darüber hinaus musste Schober, nachdem sie einmal ihre Wahl für die *Rougon-Macquart*-Saga getroffen hatte, sich damit unwiderruflich, beinahe automatisch, auch für die Untersuchung der von Zola im Untertitel angekündigten Geschichte des Zweiten Kaiserreichs entscheiden, auch weil die Familiengeschichte in der *Vision* Zolas kalendarisch wie im Zeitvolumen absolut mit der Lebensdauer dieser ominösen Monarchie zusammenfiel, die sich einschließlich der Präsidentschaft Louis Bonapartes von 1850 bis 1871 erstreckte. Der Romanzyklus hätte auch „Geschichte des Second Empire erzählt an Hand der Familiensaga der *Rougon-Macquart*“ heißen können.

Schober spielte bei der deutschsprachigen Inszenierung dieses französischen Romanzyklus eine Doppelrolle, einerseits als Herausgeberin, andererseits als Kommentatorin. Ihre erste Rolle bestand u.a. in der Überprüfung der Korrektheit der deutschen Übertragung durch genauen Vergleich mit dem französischen Original, ihre zweite, selbstaufgelegte, in der Abfassung eines Nachwortes für jeden einzelnen der zwanzig Romane. Diese Nachworte waren im Kern weniger literaturwissenschaftliche Untersuchungen und Darstellungen der Texte Zolas, sondern hatten einen ausgesprochen funktionalen Charakter, den Bezug zwischen dem jeweiligen Roman und dem deutschen Lesepublikum herzustellen – eine von der tradierten Literaturgeschichtsschreibung meist zugunsten der manifesten literarischen Inhalte übersehene Funktion. Schober selber bewertete ihre Nachworte im Rückblick nach jahrzehntelanger Herausgeber-Praxis durchaus funktional und pädagogisch als

„ein in den frühen Jahren begonnener Versuch, aus dem Blickwinkel einer spezifisch zeitgeschichtlichen Erfahrung die Romane dieses Zyklus für eine veränderte Leserschaft zugänglich zu machen.“ (Schober 1976: 125)

Damit meinte sie keine Kommentierung der Romaninhalte, sondern die aufklärerische Intention, den historischen Gedächtnisverlust zu überbrücken, der durch den zeitlichen Abstand zwischen der deutschen Nachkriegs-Lesergemeinde und der Abfassung der Romane durch Zola in der zweiten Hälfte des französischen 19. Jahrhunderts entstanden war, den zwei Weltkriege, Faschismus und Spaltung Deutschlands noch vergrößert hatten. Das bedeutete nicht, dass sie aktualisierend in den Wortlaut der Texte eingreifen wollte, sondern ihre Absicht, möglichst alle für eine werkgerechte Lektüre nötigen externen Informationen, über die Zolas französische Zeitgenossen

seinerzeit verfügt hatten, für den deutschen Leser der 1950er Jahre zu rekonstruieren.

So lieferte Schober letzterem statt literaturwissenschaftlicher Erläuterungen ihm fehlende ungeschriebene Hintergrundinformationen, wie das Wissen um die vielen Kolonialkriege des Zweiten Kaiserreichs einschließlich des spektakulären Überfalls auf Mexiko, die Beteiligungen Frankreichs am Krimkrieg und anderen militärischen Unternehmungen in Asien und Afrika sowie seine Einmischung in den spanischen Erbfolgekrieg. Mit diesem Hintergrundwissen seiner Leser rechnete einst Zola, brauchte es also nicht überflüssigerweise in seinen Romanen zu wiederholen. Schober aber zeigte dies dem jener Zeit entrückten deutschen Leser *a posteriori*, nach Lektüre, als Ergänzungen der Originale durch ihren Bezug auf bedeutsame, oft unerwähnt gebliebene Personen und Geschehen. Dadurch unterschied sich die deutsche Edition durch Schobers Nachworte erheblich von den nachwortlosen französischen Originaleditionen.

Doch der Hauptteil der Schober'schen Informationen für den deutschen Leser betraf vorrangig nicht diese außenpolitischen Aktivitäten, sondern die interne Geschichte des Zweiten Imperiums. Eine Ausnahme macht lediglich die deutsche Ausgabe von Zolas Roman *La Curée* (*Die Beute* 1952), der statt eines „Nachwortes“ einen literaturwissenschaftlichen „Anhang“ mit dem Titel *Die naturalistische Methode in Zolas Theorie und Praxis* enthielt. Schober hatte also bereits um 1950, nur wenige Jahre nach ihrer Umsiedlung aus ihrer böhmischen Heimat in das in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands gelegene anhaltinische Halle eine ziemlich präzise Vorstellung ihres Editionsprojektes – wenn man drei Jahre für die stoffliche Erarbeitung, stilistische Redaktion und die meist langen Verlags- und Druckereitermine abrechnet.

Dieser genannte zwanzig Seiten lange „Anhang“ unterstellt einen längeren gewohnten Umgang Schobers mit dem linken bzw. marxistischen Spektrum der Gesellschafts- und Literaturtheorie, die sie beide unterschiedslos miteinander identifiziert. Diese Identifikation betrifft auch die Literaturpolitik und -kritik, wie sie in der SBZ und der 1949 gegründeten DDR praktiziert wurde. Selbst die von ihr in diesem Anhang verwendete Bezeichnung „Methode“ für Zolas personale Romanästhetik war ein von der marxistischen Ästhetik bevorzugter Terminus. Den konnte sie weder von ihrem Prager akademischen Lehrer noch von ihrem Hallenser Vorbild Victor Klemperer übernommen haben, die beide der marxistischen Literaturwissenschaft fremd gegenüberstanden. Schober musste sich diese paramarxistischen Kenntnisse durch fakultativen Besuch entsprechender Veranstaltungen an

den gesellschaftswissenschaftlichen Fakultäten der SBZ und frühen DDR und durch eifriges Selbststudium quasi im Schnellkurs angeeignet haben, so dass sie damit souverän in ihren „Nachworten“ zu Zolas Oeuvre umgehen konnte. Dieser Anhang zu *Die Beute* (Schober 1953: 352) enthält auch ein diese ihre neue Sichtweise bestätigendes erstes explizites Marx-Zitat, nämlich aus Karl Marx' Schrift *Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte*, in dem dieser respektlos in seiner bekannten geistreich-ironischen Art über das Regime des *Second Empire* herzog:

„(...) an der Spitze der Verwaltung und der Armee drängt sich (...) eine geräuschvolle, anrühige, plünderungslustige Bohème. (...) Man hätte Unrecht, bei dem Hofe und der Sippe Louis Bonapartes an die Regentschaft (gemeint ist *La Régence*, das unbeschwerte Regime des Regenten Philippe von Orléans zwischen Tod von Ludwig XIV. und Thronbesteigung Ludwig XV, HOD) zu erinnern. Denn oft schon hat Frankreich eine Mätressenregierung erlebt, aber noch nie eine Regierung von hommes entretenus.“ (Zitiert nach Schober 1953: 352)

2. Schobers Nachworte vs. Zolas Kontexte

Die *Rougon-Macquart* sind ein ziemlich unübersichtliches und deshalb schwer von der Editorin zu ordnendes narratives Konglomerat von zwanzig Romanen, die regelmäßig Jahr für Jahr zwischen 1871 und 1893 ohne jede chronologische Reihenfolge, logisch-systematische Ordnung oder inhaltliche Hierarchie in Paris herauskamen, was die Herstellung eines inneren Zusammenhangs durch Schober sicher extrem erschwerte. Sie erweisen sich bei näherer Prüfung jedoch als eine erstmalig alle wichtigen Sektoren des Lebens der Einwohner des sich modernisierenden Paris erfassende additive Überblicksdarstellung. Diese zwanzig von Schober deutsch edierten Zola-Texte thematisieren manchmal Personengruppen, oft Sachkomplexe, auch Institutionen, Berufe, Baulichkeiten, Behörden, Liebes- oder Ehepaare sowie, und das in ihrer Mehrzahl, Verkaufsläden, Gaststätten und Geschäfte. Diese Romane umfassten narrativ fast das gesamte Panorama von Paris' charakteristischen Lebensbereichen, was alles von Schober als Herausgeberin und Nachwortverfasserin mit großem Arbeitsaufwand und hellem Sachverstand erst überprüft und nachvollzogen werden musste.

Der *Bauch von Paris* thematisierte die Markthallen mit ihren Lebensmittelläden und kulinarischen Produkten, was bereits die kommerzielle, handelsbezügliche und konsumtive Grundorientierung des zolaschen Romanzyklus entsprechend der Typik der damaligen französischen Wirtschaft signalisiert. Gegenstand eines anderen Romans sind die Operettentheater

Moulin Rouge und *Casino de Paris* am Montmartre mit Revuen von Halévy und Offenbach, die sozusagen dem musikalischen Konsum des *Second Empire* gewidmet waren. Ein weiterer mit der leichten Muse verbundener Roman handelt von der Prostitution als eines für das bonapartistische Regime besonders typischen kommerziellen Bereichs: *Nana* im gleichnamigen Roman ist sowohl Chansonette als auch Amateurdirne. *Au bonheur des dames* (deutscher Titel: *Paradies der Damen*) beschreibt das älteste Modekaufhaus Europas für vornehme Damenkleidung, teuren Schmuck und edle Parfums und gehörte zur gehobenen Klasse der kommerziellen Luxusetablissemments von Paris. *Der Totschläger* heißt so nach dem mörderischen Schnaps einer Pariser Quartalssäuferkneipe, gewissermaßen Symbol des billigen Luxus der Stadtarmen. Drei weitere Rubriken sind „Buch und Verlagswesen“, „Presse“ und „Welt der Reklame“, alles wichtige Sujets zwischen Alltag, Kultur, Politik und Geschäft. Gegenüber Zolas Fokussierung auf die konsumtiven Bereiche gerät die materielle Güterproduktion nur einmal voll in sein Blickfeld, in *Germinal*, einem Roman, in dem die extraktive Industrie in Gestalt von Steinkohlenbergwerken mitsamt den Bergarbeitern vorkommt, dessen Handlung sich aber außerhalb von Paris abrollt. Zola ging es in *Der Totschläger*, *Gervaise* und *Germinal* sowohl um die Eroberung des neuen Stoff- und Personenbereichs der Welt der Arbeit als auch um die Denunziation der sozialen Lage der Masse einfacher französischer Arbeiter, was Schober aufmerksam registrierte.

Statt der vergleichsweise weniger entwickelten Industrie stand das aufblühende Geschäft mit der Konsumtion als eine im *Second Empire* wirtschaftlich führende und lukrative industrielle Tätigkeit im Zentrum von Zolas Romanen, was auch im obengenannten und von Schober kolportierten Marx-Zitat anklingt. Der deutsche Romancier, Essayist und Frankreichkenner Heinrich Mann reduziert wie diese beiden in seinem Essay *Geist und Tat* nicht ganz unbegründet das zweite Kaiserreich unter Berufung auf Zola auf seinen vielseitigen Konsumismus:

„1852 (...) führte es zu allen Genüssen der Welt, wenn man Bonapartist war: Die Bonapartisten, das waren menschlich gesprochen die Lebensgierigsten (...) Zola stand auf bei diesem Gedanken, er erstaunte; auf einmal war die Formel gefunden für jene Menschen, die (...) ein Reich gegründet hatten. Die Spekulation (war) wichtigste Lebensfunktion dieses Reiches, die zügellose Bereicherung, der gigantische Genuß, alle drei theatralisch verherrlicht in Schaustellungen und Festen, die allmählich an Babylon mahnten.“ (Mann 1954: 164)

Der deutsche Kulturtheoretiker Walter Benjamin beschreibt durchaus in diesem Geist das Paris des Zweiten Kaiserreiches trotz des Fehlens einer ent-

wickelten Industrie unter explizitem Bezug auf die blühenden, äußerst vielfältigen und umfassenden Konsumtionsgewerbe nicht ohne Ironie als Avantgarde des internationalen Kapitalismus:

„Die Phantasmagorie der kapitalistischen Kultur erreicht auf der Weltausstellung von 1867 ihre strahlendste Entfaltung. Das Kaiserreich steht auf der Höhe seiner Macht. Paris bestätigt sich als Kapitale des Luxus und der Moden. Offenbach schreibt dem Pariser Leben den Rhythmus vor. Die Operette ist die ironische Utopie einer dauernden Herrschaft des Kapitals.“ (Benjamin 1982: 51)

Aber Schober erfasste infolge ihrer alleinigen Orientierung auf Marx, der stets die englischen industriellen Verhältnisse verabsolutierte, kaum die spezifisch konsumistisch-rezeptiv geartete französische Kultur und Wirtschaft. Doch zur Pariser Wirtschaft gehörte substantiell von Anfang an das riesige Ensemble der unter Louis Philippe errichteten glasüberdachten Ladenstraßen qua „Passagen“, die laut Benjamin, der mit seinem *Passagen-Werk* Zolas Nachfolger als Chronist des Zweiten Kaiserreichs ist, die Vorläufer der Unmenge im *Second Empire* entstandener Geschäfte und Restaurants waren. Dieses Einkaufsstättenpotential bot eine Vielfalt kulinarischer, modischer, kosmetischer und anderer Genüsse. Paris wurde größtes Produktions- und Einkaufszentrum der Welt für Luxuswaren für betuchte Einheimische und Ausländer, die Vorläufer der heutigen Touristenströme. Diese Welt des Konsums, des Luxus und der Eleganz entstand nicht zufällig zu jener Zeit und in Frankreich: Europa durchlebte eine ausgesprochene Prosperitätsphase mit neu entwickelten Industrien infolge „reicher neuer Mineralienfunde in Übersee“: „Übersee“, Übersetzung von *outré mer*, meinte die Kolonien, deren vermehrte Ausbeutung laut dem britischen Historiker Eric Hobsbawm eine geradezu ruckartige Erhöhung der Wirtschaftsleistung Europas verursachte, von der die größten Kolonialmächte Frankreich und England am meisten profitierten. Doch das Zweite Kaiserreich war auch auf anderen Gebieten außerordentlich kreativ, weit mehr als Heinrich Mann in seinem Essay *Geist und Tat* darstellt und Karl Marx und ihm folgend Rita Schober in ihren Texten zugestehen. Es begründete die Künste, die Wissenschaften und die Technik der Moderne und deren wechselseitige Verknüpfung in den neuen hybriden Genres Fotografie, Film, Lithografie, Stahlbau etc., die im Paris des *Second Empire* erfunden wurden. Das jedenfalls will Benjamin in seinem im jahrzehntelangen Pariser Exil entwickelten *Passagen-Werk* über dieses Reich sagen, was Schober übersah, die allzu sehr Marx folgte, der für die Besonderheit französischer Kultur und Wirtschaft keinen Blick hatte, und zudem Benjamins erst 1983 postum durch Adorno ediertes Hauptwerk

beim Abschluss ihrer Rougon-Macquart-Edition 1976 noch gar nicht kennen konnte. Die vielen unter Bürgerkönig Louis Philippe flächendeckend errichteten glasüberdachten „Passagen“, gleichzeitig Restaurants, Rauchsalons und Verkaufsläden und damit Urzellen der Pariser universalen Geschäftswelt des 19. Jahrhunderts, waren die Vorläufer von Paris in seiner Rolle als der laut Benjamin „Kapitale des 19. Jahrhunderts“.

3. Abriss, Modernisierung, *Hausmannisierung* von Paris

Die kapitalistische Luxusideologie des 2. Kaiserreiches zeigte sich in all ihrer Widersprüchlichkeit im von Zola, Schober und Benjamin heiß diskutierten Schicksal von Paris unter dem zweiten Empire, nämlich dem Abriss und Neuaufbau der Pariser Altstadt durch den kaiserlichen Chefurbanisten und Leiter der Abreiss- und Enteignungsbehörde, George Eugen Haussman. Der ließ sie mit der Spitzhacke plattmachen mit Ausnahme gotischer Traditionsbauten wie Notre Dame de Paris, der Conciergerie, den Petit und Grand Palais, der Sainte Chapelle, der Kirche Saint Julien le Pauvre, der Sorbonne, des Pont Neuf und des Louvre. Er ersetzte die so entstandenen neuen innerstädtischen Brachen und Halden durch ein System breiter und schnurgerader Boulevards, den Boule Saint Mich, die Champs Élysées, den Boulevards Saint Germain und des Italiens mit prächtigen Residenzen, Wohnpalästen und Parks, der von Garnier entworfenen Opéra und des monströsen *Tombeau de l'empereur*, dem Grabmal Napoléons I. Zolas zwanzig von Schober kommentierte Romane waren eine Kollektion Pariser Stadtführer qua Werbeschriften für Besucher von Haussmans Paris, dieser nach dem Eiffelturm genialsten Schöpfung des Imperiums. Diese „Hausmannisierung“ genannte Stadtmodernisierung strahlte bald auf die übrige Welt aus; alle großen Städte der USA zogen nach, der im New Yorker Exil lebende kubanische Poet und Politiker José Martí erblickte nach Betrachtung der Pariser neuen Oper von Garnier und den breiten Boulevards der Seinestadt den sich gleichzeitig mit dem Umbau von Paris und nach dessen Vorbild vollziehende Abbruch von Alt-New York und die Errichtung einer schnurgerade langen Avenue von Haarlem bis Wallstreet, die so breit war, dass man sie Broad Way nannte. Kurz: das neue Paris löste im ganzen Abendland die Vorbereitungsphase einer neuen, der kapitalistischen Weltordnung aus, die mit der Schaffung riesiger Großstädte begann. Den Anfang dieser Entwicklung läutete Paris unter dem Zweiten Kaiserreich ein. Daher auch die völlige Umkehrung der Rolle von Haussman, der postum zum Bahnbrecher moderner Urbanisation erklärt wurde (vgl. Stahl in Benjamin 1982: 210; Le Corbusier 1927).

4. Schobers binäre Editions- und Nachwortstruktur

Schober hat für ihre Gesamtausgabe von *Les Rougon-Macquart* eine eigentümliche binäre Editions- und Nachwortstruktur entwickelt, die sich von Zolas reiner Fließromantechnik kategorial unterscheidet: jeder Einzelband besteht aus zwei je unterschiedlichen Textsorten zugehörigen Teilen: 1) aus je einem verdeutschtem Originalroman Zolas und 2) aus Schobers Nachwort zu diesem. Sie setzte damit die sozialdemokratische, bis ins 19. Jahrhundert zurückreichende literaturpädagogische Tradition fort, an die u.a. Victor Klemperer anknüpfte. Klemperer verwandelte das Nachwort geradezu in ein paraliterarisches Genre und beeindruckte damit oft mehr als die von ihm kommentierten Originalwerke. Von Klemperer als ihrem Lehrer und Kollegen an der Universität Halle übernahm Schober die Pflege dieses Genres. So sind ihre Nachworte keine Variationen über ein Thema von Zola, sondern Rekonstrukte der impliziten Präsenz des französischen Lesers in Zolas Romanen, eines Autors, der stets sein Publikum im Auge behielt. Dazu gehören die oben schon erwähnten Kriege Bonapartes und die kolonialen Eroberungen Frankreichs sowie die Charakterisierung des *Second Empire* als einer ganz besonderen und neuartigen Erscheinungsform der Monarchie.

5. Zolas Vita für deutsche Leser von Rita Schober

Schobers öffentliches Eintreten für Zola war literaturwissenschaftlich ein mutiger Vorgang, insofern dieser vom Gros ihrer modernen Fachkollegen wenig geschätzt war: Zola wurde oft herablassend als oberflächlicher und altmodischer Realist auf seinen Naturalismus reduziert. Schober musste aber auch einen stummen Zweifrontenkrieg einerseits gegen die Geschichtsvergessenheit der sogenannten Modernen und andererseits gegen den Altkonservatismus der Anciens, also der Klassiker des Marxismus führen, die störrisch am ewigen Vorbild ihres frührealistischen Idols Balzac festhielten und einen zähen Abwehrkrieg gegen den Neuerer Zola und „alle gegenwärtigen und künftigen Zolas“ führten. Schobers Widerstand erforderte Courage, denn laut ihres romanistischen Kollegen Winfried Engler (1974: 964) „rangiert Zola schon im bekannten Brief von Friedrich Engels an Miss Harkness vom April 1888 weit unter Balzac.“

Ihre sachlichen inhaltlichen Gedächtnishilfen für den deutschen Leser ergänzte Schober durch eine Besonderheit: durch die von ihr in ihren Nachworten inszenierte postume Wiederauferstehung der Person Emile Zolas. Sie evozierte permanent seine Rolle als unerbittlicher Kritiker des im Zweiten Kaiserreich herrschenden Systems von Korruption, Günstlingswirtschaft

und Sozialabbau. Sie zeichnet in vielen nachwörtlichen Einzelstudien Zolas exemplarisches Leben und Wirken nach, führt seine Einmischungen in Wirtschaft, Kultur und Sozialpolitik vor, seine Schilderungen der Lage der Bergarbeiter in *Germinal* und der Trunksucht der Proleten im *Totschläger*, seine Anfänge als investigativer Journalist, seine Rolle als rücksichtsloser Schmutzaufreißer des Zweiten Kaiserreiches und laut Anatole France als das Gewissen Frankreichs in der Dreyfus-Affäre zu Beginn der Dritten Republik. Schober verlebendigte so dem deutschen Leser den *Mythos Zola* als Verkörperung des *citoyen*.

Diese regelmäßig intermittierende, in vielen Nachworten anhaltende Präsentation von Zolas Vita, seiner Meinungen, Reden und Schriften folgt jeweils unvermittelt-direkt auf die vorangehenden inhaltlich parallelen Roman- und Romanfortsetzungstexte Zolas, erscheint so wie deren Fortsetzungen. Das erzeugt den Effekt der Verschmelzung beider: der leibhaftige Zola wird zum Darsteller seines eigenen fiktiven Selbst und Rita Schober quasi zu Zolas Mitautorin an diesem imaginären Buch. Durch dieses von Schober arrangierte Zusammenspiel von Zolas fiktivem Romanpersonal mit ihm selber als *citoyen* wird seine Person auf beinahe magische Weise zu einer der vielen Figuren seiner eigenen Werke, zum Kontrapunkt und kritischen Gegenspieler der meist regimetreuen Protagonisten von *Les Rougon-Macquart*. Das verleiht den *Rougon-Macquart* eine dialektische, dramatische, sogar didaktische Spannung zwischen Realität und Fiktion. Schobers Benachwortung trägt wesentlich zur künstlerischen Tiefenwirkung der Zola-Texte auf den deutschen Leser und zu seinem Nachleben ein halbes Jahrhundert nach ihrem Entstehen bei.

Bibliographie

- Benjamin, Walter (1982): Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften V.I Herausgegeben von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Dill, Hans-Otto (2000): Anatole Frances Fin-de-siècle-Tetralogie zwischen Romanfiktion und Tagesjournalismus. In: Hans-Otto Dill (Hg.): Geschichte und Text in der Literatur Frankreichs, der Romania und der Literaturwissenschaft. Rita Schober zum 80. Geburtstag. Berlin: trafo verlag
- Engler, Winfried (1974): Lexikon der französischen Literatur. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag
- Le Corbusier, Charles Edouard (1925): Urbanisme. Paris: Les Editions Crès
- Mann, Heinrich (1954): Geist und Tat. Ausgewählte Werke in Einzelausgaben Bd. XI, Berlin: Aufbau-Verlag

- Schober Rita (1953): Die naturalistische Methode in Zolas Theorie und Praxis. In: Emile Zola: Die Beute, Berlin: Rütten & Loening, S. 549–569
- Schober, Rita (1976): Das Geld – geschichtliche Fakten und erfundene Geschichte. In: Emile Zola: Das Geld. In: *Les Rougon-Macquart*. Natur- und Sozialgeschichte einer Familie unter dem Zweiten Kaiserreich herausgegeben von Prof. Dr. Rita Schober, Berlin: Rütten & Loening, S. 519–550
- Stahl, Fritz (1982): Plädoyer für Haussman. In: Ders. Paris eine Stadt als Kunstwerk, zitiert nach Walter Benjamin, (1982) Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag
- Zola, Emile (1952–1976): Die Rougon-Macquart. Natur- und Sozialgeschichte einer Familie unter dem Zweiten Kaiserreich herausgegeben von Prof. Dr. Rita Schober, Berlin: Rütten & Loening
- Zola, Emile (1953): Die Beute: Herausgegeben von Prof. Dr. Rita Schober, Berlin: Rütten & Loening
- Zola, Emile (1976): Das Geld. Herausgegeben von Prof. Dr. Rita Schober, Berlin: Rütten & Loening

René-Marc Pille

Zum Lehren gekommen, zum Übersetzen einbestellt

Erinnerungen an die Zusammenarbeit zwischen einer deutschen Romanistin und einem französischen Germanisten

An der Tür der mit Gedrucktem und Ungedrucktem vollgestopften Dachkammer, die der bis ins hohe Alter ungemein schaffensfrohen Rita Schober als Arbeitsplatz diente, war ein winziger farbenfroher Aufkleber angebracht: *Ritas Room*. Als ich öfter bei ihr zu Gast war, nachdem sich unsere förmlich-kollegiale zu einer freundschaftlichen Beziehung entwickelt hatte – ich war im Jahre 1982 als Gastlektor für Französisch an die Humboldt-Universität zu Berlin gekommen –, habe ich einmal heimlich *Lovely* vor den Aufkleber hinzugekritzelt: *Lovely Ritas Room*. Sie hat es so stehen lassen...

Dabei war der Anfang unserer Beziehung alles andere als heiter gewesen.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden an den deutschen Universitäten ausländische Lektoren in der Regel – hier bildete die DDR keine Ausnahme – fast ausschließlich aufgrund ihrer sprachlichen Kompetenzen gebraucht. Die Vermittlung literaturwissenschaftlicher oder gar landeskundlicher Kenntnisse blieb meist den einheimischen Dozenten vorbehalten und erfolgte in deutscher Sprache. So bestand damals der Stundenplan eines Französisch-Lektors an der Humboldt-Universität lediglich aus Konversations- und Übersetzungskursen. Es gehörte auch zu seinen inoffiziellen Aufgaben, die auf Deutsch verfassten Vorträge der Romanistik-Professoren, die für eine französischsprachige Zuhörer- bzw. Leserschaft bestimmt waren, in seine Muttersprache zu übersetzen. Der Übersetzungsauftrag wurde auf internem Postweg übermittelt: Ab und zu fand der Lektor in seinem Fach einen dicken Umschlag, der einen etwa 20 Seiten langen, mit der Schreibmaschine geschriebenen Text enthielt. Dazu einen freundlich-kollegialen Zettel, der Lektor möge beiliegenden Artikel übersetzen. Die Abgabefrist betrug gewöhnlicher Weise drei Wochen. Eine Routineangelegenheit, die ich stets termingemäß erledigt habe – allerdings murrend, denn es wollte mir nicht einleuchten, warum ausgerechnet Koryphäen der Ro-

manistik nicht in der Lage sein sollten, einen (wenn auch verbesserungsbedürftigen) Text in der Sprache ihres Fachs zu verfassen, den ich dann selbstverständlich gern korrigiert hätte.

Eines Tages aber wurde die Sturmglocke geläutet. Es war im Frühsommer 1984, kurz vor den Semesterferien. Die Sekretärin unseres Instituts teilte mir mit, ich solle mich dringend bei Frau Professor Schober melden. Die junge Mitarbeiterin war selbst ganz aufgeregt und sagte mir im Vertrauen, es handle sich um eine Übersetzungsarbeit, die sie selbst aber auf keinen Fall so kurz vor dem Urlaub noch abtippen möchte. Ich rief also die Professorin an – wir kannten einander noch nicht – und sie sagte mir klipp und klar, aufgrund des kurzen Abgabetermins gäbe es nur eine Lösung: Sie möchte mich übers Wochenende nach Prieros auf ihre Datsche einladen – einbestellen wäre das richtige Wort gewesen –, dort würden wir den Text schon gemeinsam schaffen.

Der Empfang bei ihr war ziemlich zurückhaltend, ja kühl, denn die Gast- (und Arbeit)geberin war gerade missgelaunt. Ich höre noch eine ihrer ersten Äußerungen: „Unsere Sekretärin hat sich zur Vorsicht krank schreiben lassen! Na ja, dafür haben wir den Sozialismus...“ Und als wir uns an die Arbeit machten, entbrannte bald ein Kampf zwischen der Verfasserin und dem Übersetzer. Die Textvorlage war ein Artikel über *Les Soirées de Médan*, eine von Zola angeregte Gemeinschaftspublikation von Novellen und Erzählungen über den deutsch-französischen Krieg von 1870/71. Die Untersuchung befasste sich hauptsächlich mit dem Beitrag von Guy de Maupassant *Boule de suif* – zu Deutsch *Fettklößchen*.

Die Geschichte handelt von einer vorwiegend aristokratisch-bürgerlichen Reisegesellschaft, zu der sich auch eine stadtbekannte Prostituierte gesellt hat, deren Spitzname der Novelle ihren Titel gab. Die Postkutsche wird aber in einem Gasthof zwischen Rouen und Dieppe von einem preußischen Offizier, der die Dienste der „Dirne“ in Anspruch nehmen will, am Weiterfahren gehindert. Aus Patriotismus weigert sich diese jedoch vehement, bis sie schließlich dem Druck der Mitreisenden nachgibt – es gehöre schließlich zu ihrem Gewerbe... Und als sich am nächsten Morgen die Postkutsche wieder auf den Weg macht, wird der Aufgeopferten schlechtweg die kalte Schulter gezeigt.

Rita Schober zeigt in ihrer Untersuchung, dass es Maupassant – im Gegensatz zu den anderen Erzählern des Bandes, die den Krieg als bloßen Hintergrund behandeln – meisterhaft gelungen ist, Kontext und Geschehen literarisch so geschickt miteinander zu verweben, dass die Reisegesellschaft

zum sozial-historischen Mikrokosmos wird, an dem sich vor allem der nationale Verrat der französischen Bourgeoisie herauslesen lässt.¹

Das Problem bei der Übersetzungsarbeit bestand darin, dass die sehr treffende Analyse meiner Ansicht nach unnötig kompliziert und umständlich formuliert war. Die deutsche Literaturwissenschaft neigt ja bekanntlich zu einer überwuchernden Begrifflichkeit, die sich schlecht in die französische Sprache übertragen lässt. So wurde vom *traduttore-traditore* Einiges weggestutzt, manchmal unter heftigem Protest der Verfasserin, es ging hart auf hart. Aber es gab auch heitere Phasen der Arbeit, die immer häufiger wurden: „Ja, das haut hin!“, sagte sie lächelnd über diesen oder jenen Satzteil, den ich ihr vorschlug, dann wurde immer schneller auf die Tasten der alten Schreibmaschine eingehämmert, und das fröhliche *Ding!* am Zeilenende ertönte in immer kürzeren Abständen.

Letzten Endes war die Verfasserin mit dem Ergebnis recht zufrieden und sagte mir zum Abschluss:

„Ach! es gefällt mir eigentlich ganz gut, aber weißt Du – durch die gemeinsame Schweißarbeit hatten wir inzwischen das Siezen sein lassen –, das hier würde mir keiner abnehmen, man würde sagen, es klingt wie ein Schulaufsatz!“

1 Die Analyse ist auch im Aufsatz zu finden „Warum Maupassants *Fettklößchen* ein Welt-erfolg wurde oder: Zur literarischen Qualität der Abende von Médan“, In: Schober, Rita: *Vom Sinn oder Unsinn der Literaturwissenschaft*. Essays, Halle, Leipzig: Mitteldeutscher Verlag 1988, S. 106–125. Es spricht für die internationale Anerkennung der Verfasserin, selbst auf populärwissenschaftlicher Ebene, dass der Artikel in einer französischen Taschenbuchausgabe der *Novelle bibliographisch* erfasst ist. Maupassant: *Boule de suif et autres histoires de guerre*. Introduction, notes, variantes, chronologie et bibliographie mise à jour en 2009 par Antonia Fonyi, Paris: Flammarion 2009, S. 320.

Dorothee Röseberg

Rita Schobers Vita

Lesung und Kommentare

(s. Text im Band 136/2018)

Autorinnen und Autoren

Asholt, Wolfgang, Prof. Dr. phil. habil.; Romanische Literaturwissenschaft Osnabrück (bis 2011), Honorarprof. am Institut für Romanistik der HU Berlin (seit 2013)
Hagenauer Weg 37
48151 Münster
wolfgang.asholt@hu-berlin.de

Banse, Gerhard, Prof. Dr. sc. phil. Prof. e.h.; Präsident der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin
Theodorstr. 13
12623 Berlin
gerhard.banse@t-online.de

Barjonet, Aurélie, Dr. phil.; Université de Versailles Saint-Quentin-en-Yvelines, Vergleichende Literaturwissenschaft
55 bis rue de la Convention
F-75015 Paris
aurelie.barjonet@uvsq.fr

Dill, Hans-Otto, Prof. em. Dr. sc. phil.; Mitglied der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin
Pillauer Straße 5
10243 Berlin
ho.dill@leibnizsozietaet.de

Klein, Wolfgang, Prof. i.R. Dr. sc. phil. für romanische Kulturwissenschaft an der Universität Osnabrück
Niederwaldstr. 3
16348 Wandlitz
klein-pankow@t-online.de

Pille, René Marc, Prof. Dr.; Université Paris 8 Vincennes-Saint-Denis
Département d'études germaniques
2, rue de la liberté
F-93526 Saint-Denis cedex
rmpille@univ-paris8.fr

Röseberg, Dorothee, Prof. Dr. phil. habil.; Universität Halle-Wittenberg, Romanistik/ Kulturwissenschaft, seit 2017 i.R., Mitglied der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Vizepräsidentin
dorothee.roeseberg@romanistik.uni-halle.de